




Reval einst und jetzt

Ein Heimatbuch 

von Sophie Dehio



Reval
Franz Kluge
1910



RIGAER TAGEBLATT

Reval.

Ex. A-10581

Reval einst und jetzt

Ein Heimatbuch

von

Sophie Dehio

Mit Abbildungen

Tartu Riikliku Ülkööli
Raamatukogu

85623



Reval 1910
Verlag von Franz Kluge

Vorwort der Verfasserin.

Der Mangel an heimatkundlichem Lesestoff für die Jugend und für solche, die sich ein jugendliches Interesse an der Heimat bewahrt haben, hat mich veranlaßt, folgende Blätter zusammenzustellen. Ich bin mir dabei wohl bewußt, nichts neues zu bringen, ich habe mich an Bücher gehalten, die vielleicht nicht jedermann zugänglich sind, so vor allem an Kottbeck und Neumann: Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval, sowie an die anderen Schriften dieser Verfasser. Ebenso haben mir die Bücher des Restors der baltischen Geschichtsforschung, G. v. Hansen, gute Dienste geleistet.

Endlich möchte ich den Herren, die die große Freundlichkeit gehabt haben, meine Arbeit durchzusehen und mich mit biographischen Notizen und Auskünften zu versorgen, meinen verbindlichsten Dank sagen.

Sollte es mir gelungen sein, den einen oder den andern meiner Leser zu veranlassen, zur selben Quelle hinabzusteigen, aus der ich geschöpft habe, so wäre der Zweck dieser Zeilen erfüllt.

Reval, 1909.

Sophie Dehio.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Ostern	1	I. Nicht mehr vorhandene Kirchen	81
I. Ausblick auf die Stadt	2	K. Griechisch-orthodoxe Kirchen	82
II. Geschichte Revals	6	L. Die katholische Petri-Pauli-kirche	82
Pfingsten	22	M. Die jüdische Synagoge	83
I. Altdeutsche Frühlingsfeste	23	Johanni	84
II. Gärten	25	Stadtbefestigung	84
III. Höfchen	26	Das Reformationsfest	92
IV. Katharimental	27	Frühere Klöster Revals:	
V. Marienberg	31	Das ehemalige Dominikaner-	
VI. Laackenberg	33	kloster zu St. Katharinen	93
VII. Kojch	35	Das Michaeliskloster der Cister-	
VIII. Der Obere See	36	cienfernnonnen	95
IX. St. Brigitten	38	Lätare	97
X. Ziegelskopuel	44	Der Rat	97
XI. Seewald, Schwarzenbeek	48	Das Rathhaus	99
XII. Hart, Hohenhaupt, Nömme	49	Der Thomasabend	103
XIII. Fischer-Strandhof	50	Die Gilden	103
Weihnachten	55	Das Haus der Großen Gilde	106
Die Kirchen Revals:	55	Die Zünfte	109
A. Die Domkirche	56	Handel	111
B. Die Laiikirche	64	Fasteabend	119
C. Die Nikolaikirche	69	Schwarzhäupter	120
D. Die Kirche zum Heiligen Geiste	77	Die Walpurgisnacht	124
E. Die schwedische St. Michaelis-	77	Paul Flemmings Anwesenheit	
kirche	77	in Reval	124
F. Die Spitalkirche zu St. Johann	79		
G. Die estnische St. Johannis-	79		
kirche	79		
H. Die estnische Karlskirche	80		

Ostern.

Wenn unser Land seine Winterfesseln sprengt, dann läuten bei uns die Osterglocken. Ostern ist in unserm baltischen Norden nicht ein Fest der Erfüllung, wie im wärmeren Deutschland, wo um die Zeit schon der Frühling mit Lenzesgrün und Blütenschnee seinen Einzug hält und alle seine Versprechen erfüllt. Ostern ist bei uns noch ein Fest der Erwartung, da wir der Frühlingspracht gern entgegeneilten, sie aber noch nicht erreichen können. Zwar hat die strahlende Sonne Schnee und Eis fortgeleckt, so daß der neugierige Fuß bis in die verstecktesten Winkel vordringen kann, sie hat aber den Bäumen noch nicht ihre grüne Blätterhülle gegeben, die dem forschenden Auge auch manch gutes Stück Landes verbirgt. Nackt und blank zeichnen sich noch Äste und Zweige gegen den Himmel ab und lassen den spähernden Blick überall hindurch, so daß er auch die fernsten Punkte der Landschaft sichten kann. Drum ist Ostern bei uns die Zeit des Ausschauhaltens in die blaue Ferne und die lichte Zukunft, aber auch des Suchens und Forschens in nächster Nähe und in geheimnisvoller Vergangenheit. Überall winken uns Auferstehungswunder zu und scheinen zu rufen: Siehe, so war es und so soll es einmal werden!

Solche und ähnliche Gefühle haben uns Kinder alljährlich an klaren Ostertagen hinausgetrieben auf Entdeckungsexpeditionen, weniger in Wald und Feld, als in Stadt und Dom. Namentlich auf dem stillen Dom mit seinen stummen Häusern und verschwiegenen Höfen gab es viel zu erforschen. Die Bewohner dieser toten Stadt waren fast alle fort, „auf dem Lande“. Da konnte unsere Einbildungskraft die einstigen Einwohner zurückzaubern. Stolze Gebietiger in klirrender Rüstung oder im goldgestickten Wams, Matronen in pelzverbrämter Schube und Edelträulein in wallenden Gewändern schritten durch das Portal der altherwürdigen Domkirche; hochgetürmte, gepuderte

Frisuren und Allongeperücken tauchten hinter den verhangenen Scheiben der blanken Fenster auf und neigten sich in verbindlichem Gruße gegen funkelnde Karossen, welche durch die stillen Gassen rollten. Kamem wir aber ans altersgraue Mauerwerk des Schlosses mit den trotzig ragenden Thürmen, so tummelten Ordensritter im wallenden weißen Mantel ihre Streitrosse im Schloßhof, der Wächter mit blankem Horne lugte von der Mauerkrone des „langen Hermann“ aus ins Land und das schöne Gedicht von Robert Reinick klang uns durch den Sinn:

Seh' ich Trümmer ragen
hoch am Felsenrand,
Träum' ich von den Tagen,
da die Burg hier stand,
Da die Türme stiegen,
in die Luft so schlank,
Da auf hohen Stiegen
kirt' der Waffen Klang.
Männer sah man streiten
hier mit Heldenmut,
Wilde, rauhe Zeiten
tobten hier mit Wut.
Mag der Wind verwehen,
was die Zeit entrafte,
Eines bleibt bestehen,
deutsche Heldenkraft!

I.

Ausblick auf die Stadt.

Noch schöner aber war es in die vielen Höfe einzudringen mit der brennenden Frage in den hungrigen Augen: Welche Wunder wirst du nun schauen? Denn war es nicht wie ein Wunder, wenn plötzlich die stolzen Häuser auseinanderrückten, so weit, daß ein wißbegieriger Guckindiewelt an die steinerne Brüstung gelangte und nach einigen Kletterversuchen auch mit den Augen über die Mauer

reichen konnte, — und da lag sie vor ihm und in schwindelnder Tiefe unter ihm, die herrliche, weite Welt, seine Welt, die ihm vertraut und lieb war und die ihm doch jedesmal in ihrer hehren Schönheit entgegentrat wie ein Neues, Unbekanntes, das sich aus Himmelhöhen herabgesenkt hatte, damit die Menschen es anstaunen und sich daran freuen könnten. Es war gar nicht nötig, daß weitgereiste Leute versicherten, kaum drei oder vier Orte auf Erden hätten eine so herrliche Lage wie Reval, — das eigene Herz jubelte hinaus: O Heimat, wie bist du so wunderschön!

Wenn man so „aus der Straßen quetschender Enge“ plötzlich und unvermittelt an den Rand des Felsens trat, da wurde das Herz so weit wie der Gesichtskreis und das Auge so scharf wie das des Falken, der sein Nest sucht. Wie ließ sich da aus der Höhe übersehen und wiedererkennen, was sonst aus dem Gewühl des Alltagslebens heraus ein recht anderes Angesicht zeigte und andere Bedeutung zu haben schien.

Im Gewirr der roten Ziegelbächer zu unsern Füßen wurde der Giebel des eigenen Elternhauses zuerst herausgesucht, aus dessen Bodenluken man ebenfalls gut, wenn auch nicht so umfassend, Ausschau halten konnte; dann wurden die Straßenzüge festgestellt, wie sie sich im Laufe der Zeiten im Schutze des Domberges festgelegt hatten; zunächst die ältesten, dicht unter uns, die Ritter- und Raderstraße, bis zum eckigen Turme der Dompforte, wo Lang- und Breitstraße mündeten; dann wieder nach links die Süsternstraße, durch die man jetzt zum Bahnhof fährt und an deren Mündung sich am Fuße des Domberges die Wasserläufe des Patkulgrabens hinziehen. Alle Häuser zwischen Süstern- und Breitstraße bis über das alte Gouvernementsgymnasium, das jetzige „Nikolaigymnasium“ hinaus bilden den Stadtteil, den man noch jetzt das „Kloster“ nennt, weil dort einst das Cistercienser-Nonnenkloster des heiligen Michael gestanden. Es wurde von der Stadtmauer umhegt, die man mit ihren zahlreichen Türmen an dieser Stelle besonders gut erkennen kann. Wenn wir dieselbe mit unsern Blicken weiter nach rechts verfolgen, bis sie sich im Süden der Stadt, unweit des „Kief in de Köt“ wieder an den Domberg schließt, so umfassen wir das Bild der eigentlichen alten Stadt mit ihren schlanken Kirchtürmen und dem lustigen Rathhausturm,

der mittelalterlichen Stadt, wo sich die Bürger hinter Wall und Mauer gegen feindliche Angriffe verschanzt hatten. Dort spielte sich ihr Tageswerk ab in Leid und Lust, dort trieben sie Gewerbe und Handel, und dort bewachten und verteidigten sie selbst ihre Türme und Tore.

Doch die Zeiten änderten sich, die Stadt wuchs, sie sprengte ihren Mauergürtel, die Tore fielen und die Menschen strebten hinaus in Licht und Luft; ihr Lösungswort war nicht mehr „Sicherheit“, sondern „Gesundheit“. Auf den abgetragenen Wällen wurden baumbeschattete Wege, die sogenannten „Promenaden“ angelegt, und außerhalb derselben dehnten sich die Vorstädte immer weiter und weiter ins Land hinaus. Endlich entstanden ringsum die Fabriken, deren rauchgeschwärzte Schloten sich wie die rufigen Finger einer Arbeiterhand vom gelben Sande abheben, der die Stadt nach Süden und Osten hin umwallt. Jenseit desselben zieht sich die langgestreckte Linie des Laaksberges hin, von den „Blauen Bergen“ bei Rönne im Südwesten bis an die schöngeschwungene Bucht von Katharinental im Osten, wo der Strietberg in zwei Terrassen ans Meer hinabsteigt. Weiter schimmert der dreieckige Giebel der St. Brigittenkloster ruine herüber, wo hinter der Mündung des Koschichen- oder Brigittenbaches die Halbinsel Wiems die Revalsche Bucht im Osten abschließt. Vom Laaksberge über Katharinental grüßt der weiße Leuchtturm herüber zu seinem weit höheren roten Bruder der landeinwärts, unweit des Obern Sees aufragt. Beide Leuchtfeuer, im Volksmunde „die Weiße und die Rote Majake“ genannt, weisen die Einfahrt in die Bucht, in welche der heransegelnde Schiffer in dem Augenblick einbiegen muß, da sich beide Lichter in der Luftlinie decken. Vom Mastenwalde des Hafens und dem ungefügigen Steinkoloß des Elevators gleitet unser Blick die schlanke Spitze des Maiturmes hinan, ruht auf der grünen Laubmasse der Strandpfortanlagen und schweift hinaus auf die unbegrenzte Fläche des Meeres, das unsern Horizont nach Norden abschließt.

Es ist ein Teil des Finnischen Meerbusens, der die ganze Nordküste von Estland bespült und hier von den Halbinseln Wiems und Morras mit dem herrlichen Strandhof eingefast wird. Unter Reval springen die wüste Insel Carlos*), das bewaldete Ziegelskoppel und

*) Carlos = Karlsoe, d. h. Karlsinsel, da De im Schwedischen „Insel“ bedeutet. Auch in „Margön“ steckt das oe drin.

weiterhin das steile Kalkomäggi ins Meer vor. Ganz nahe dem Strande ragt ein Felseninselchen aus den Fluten; mit seinem gelblichen Gestein erscheint es als großer Trümmerhaufen. Als Reval noch Festung war, hatte man hier die sogenannte Kesselbatterie aufgeführt. Im Krimkriege jedoch befürchtete man, feindliche Schiffe könnten sich dieser kleinen Befestigung bemächtigen und von dort aus die Stadt beschießen. So wurde sie denn geschleift und dient jetzt nur im Sommer kühnen Schwimmern und im Winter flinken Schlittschuhläufern zum Ausruhen. Ebenfalls dem Krimkriege zum Opfer fiel 1854 die Willenkolonie, die sich auf der nach einer Kepschlägerei so benannten Kesperbahn, westlich von der großen Strandpforte hinzog. Hübsche Häuser, deren Gärten bis ans Meer hinabreichten, dienten hier den Städtern zum Sommeraufenthalt. Besonders gut soll sich das Ufer gemacht haben, als hier einmal eine italienische Nacht veranstaltet wurde, zu Ehren der Gemahlin Kaiser Nikolaus I., einer Tochter der Königin Luise von Preußen, die Reval besuchte. Tausende von bunten Lampen umkränzten die Häuser und die Boote, und verdoppelten ihren Glanz im Wasserpiegel. Aber, wie gesagt, die Häuser wurden niedergedrückt und an ihrer Stelle entstand schon im folgenden Jahre die „Westbatterie“, eine große Militärkaserne.

Zwei größere Inseln begrenzen unsere Bucht, Margön und Wulff; sie sind bewaldet und haben eine zum Teil schwedische Schiffer- und Fischerbevölkerung, die sich durch große Ehrlichkeit auszeichnet.

Wir haben von unserer hohen Warte aus erst die Umgebung betrachtet, ehe wir den Blick in die weite Meeresflut tauchen ließen, denn wir wußten, dort kommt er nicht mehr los! Überflog er auch, beutesuchend, wie auf Schwingen der Möwe, den breiten flachen Rücken des Laaksberges, stets kehrte er, wie diese, zur weiten Wasserfläche zurück, schönheitstrunken auszuruhen auf den blauen Wogen oder kündeheischend in die blaue Ferne zu tauchen, wo Fee Morgana unserm Auge längst entschwundene Gestade vorspiegelt. Da ist wieder der Osterzauber im Spiel. Er entrollt in leuchtenden Bildern vor dem träumenden Kinderauge, was — wenn nicht Sage und Geschichte uns davon Kunde gäben — für ewig versunken wäre im Zeiten-schoße.

II.

Geschichte Revals.

Westlich von Kargön, wo eben der Rauchstreifen verschwand, den ein nach Lübeck steuernder Dampfer wie eine Fahne zum Abschiedsgruße geschwenkt hatte, taucht vor unserm Geistesauge eine weißgesäumte Wolke auf. Oder ist es keine Wolke? Sind es vom Westwind geschwellte Segel, die wie Schwäne heranziehen? Immer größer wird ihre Zahl, wohl 1500 bedecken die Bucht, und sie wehen auf hochbordigen, hölzernen Schiffen, die wie die Meeresrappen der Wikinger die Flut durchfurchen. Nun kommen die ersten ans Land; Männer in Kettenhemden und stählernen Rüstungen springen in den Ufersand und klettern auf die Granitblöcke, die am Gestade verstreut liegen. Sie schwingen ihre blitzenden Waffen und dringen vor wie Eroberer. Dänische, dazwischen auch deutsche Kriegsrufe erschallen. Aus der grünen Ebene zwischen Glinz und Meer ragt einsam ein großmächtiger Felsbrocken empor; ihn krönen keine palastähnlichen Häuser und keine Schloßtürme, nur eine hölzerne Bauernburg mit Wall und Graben bedeckt seinen nördlichen Teil. Lindanissa nennen sie die Bewohner des Landes. Hier hausen, seit sie von Osten her einwanderten, die wilden heidnischen Esten, Verwandte der Finnen, die das gegenüberliegende nördliche Ufer unseres Meerbusens besiedeln. Sie bauen den Boden ihres Landes, treiben Fischfang, aber auch Seeraub ist ihnen nicht fremd; sie kennen die Fahrt über das Meer zu den benachbarten Stämmen, ja, sie haben auch schon mit den deutschen Eisenmännern die Waffen gekreuzt, die von den Ufern der Düna her in den Süden ihres Landes einfielen. Hier im Norden aber die Landschaft der Revaler ist noch unangefochten und unbezwungen.

Die Esten lieben den Gesang und haben sich in ihrer klangvollen Sprache Heldenlieder gedichtet, vom Kalewipoëg, vom Sohne des Kalew, des finnischen Nationalhelden. In der Kindheit trug den Kalew ein Adler von Norden her ins Land und er ward ein König der Esten, die er mit seiner milden Herrschaft beglückte. Er nahm sich die wunderschöne Jungfrau Linda zum Weibe, die aus einem Birkenhuhn gekerochen war, und die ihm drei Söhne schenkte. Der jüngste, Kalewipoëg, wurde erst nach des Vaters allzu frühem Tode geboren. Linda

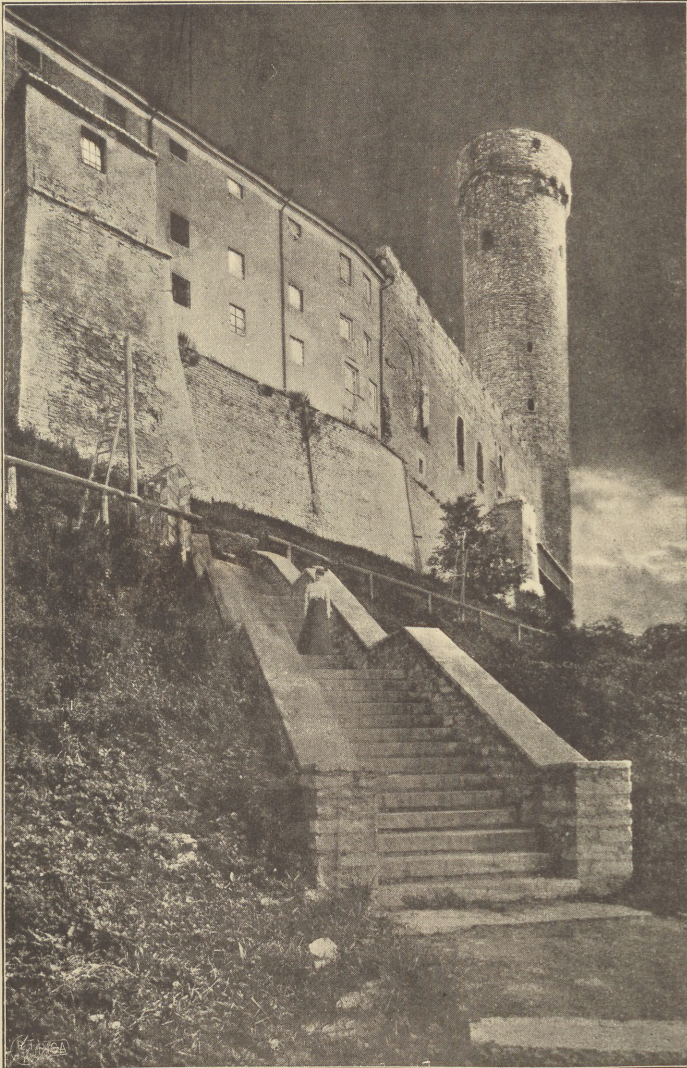
betrauerte ihren Gatten aufs schmerzlichste und beschloß, ihm ein Grabmal zu errichten. Sie schleppte Felsblöcke herbei und türmte sie auf einander, und so entstand unser Domberg. Einmal, wie sie wieder einen riesigen Stein herzutrug, übermannte sie der Schmerz; sie setzte sich auf den Stein und weinte bitterlich. Aus ihren Tränen entstand der „Obere See“, und auch der Stein ragt noch über den Wasserspiegel hervor. Danach freite ein mächtiger finnländischer Zauberer um die schöne Wittib, und als sie sich ihm versagte, entführte er sie mit Gewalt, während ihre Söhne auf der Jagd waren. Da hörte Allvater Lara das Flehen der Bedrängten, versenkte den Zauberer in eine tiefe Ohnmacht, Linda aber verwandelte er in einen Stein auf dem Hroberge im Lande der Reveler. Als nun ihr Sohn Kalew heimkehrte und die teure Mutter nicht fand, machte er sich auf die Suche nach ihr. Vergebens schwamm er nach Finnland hinüber, wo er den bösen Zauberer erschlug, vergebens durchstreifte er Bruch und Moor; der Schmerz um seine Mutter zog sich durch sein ganzes Pilgerleben. Endlich im hohen eisstarrenden Norden, im Totenreiche fand er ihren Schatten. Nun wußte er, daß er sie in diesem Leben nicht wiederfinden würde und nur ihrem Gedächtnis ein Denkmal setzen konnte. Auf ihres Gatten Grabhügel baute er eine Burg, die er „Lindaniissa“ benannte.

Diese Burg Lindaniissa nun nehmen die Dänen mit stürmender Hand, und nachdem die Esten ihnen heuchlerisch Frieden gelobt, lagern sich die Heerscharen am Fuße des Berges. Es ist die Zeit der Kreuzzüge, wo die Christen in Scharen hinausziehen, ihren Glauben zu verbreiten. Auch die Esten haben versprochen, die Taufe zu empfangen, und daraufhin Geschenke entgegengenommen. Da, am dritten Tage nach ihrem Gelöbniß, während die Dänen friedlich in ihrem Zeltlager rasten, brechen die Esten über sie herein und es entsteht ein blutiges Handgemenge. Der zum Bischof von Estland geweihte Theodorich, den die Esten für den Dänenkönig Waldemar II. halten, wird in seinem Zelt erschlagen. In dieser höchsten Not fleht der Erzbischof Andreas von Lund den Himmel um seinen Beistand an, und siehe da, eine blutrote Fahne mit weißem Kreuze fällt vom Himmel mit der Verheißung des Sieges. Gleichzeitig eilt der Fürst Wizlaw von Rügen, der den Feldzug mitmacht, mit seinen slavischen Kriegern den Dänen

zu Hilfe; über 1000 Esten werden erschlagen und die übrigen ergreifen die Flucht. Das geschieht am 15. Juni 1219. Wir können die Gründung Revels wohl auf diesen Tag zurückführen, denn nun befestigen die Dänen an der Stelle der zerstörten Lindanissa den Domberg und bald erhält die Burg in der Landschaft Revale den Namen dieser Landschaft. Die wundertätige Fahne aber, den Danebrog, von der die Geschichte kündet, der Papst habe sie den Dänen zu diesem Kriegszuge gesandt, machen sie zum Zeichen Dänemarks. Sie haben in den nächsten Jahren noch manchen Ansturm der neugetauften Esten, die von den kriegerischen Estlern unterstützt werden, auszuhalten, ja 1223 belagert ein Heer von Russen, 20 000 Mann stark, vier Wochen lang die dänische Burg. Wohl widersteht sie diesmal, nicht aber, als bald darauf die Macht der deutschen Düna-Kolonie vordringt. Diese besetzt sie 1227. Die dänische Besatzung kehrt in ihre Heimat zurück.

Schon im 12. Jahrhundert waren deutsche Kaufleute und christliche Priester nach Livland gefegelt, um dort Handel zu treiben und das Christentum zu predigen. Als nun Bischof Albert 1201 mit der Gründung Rigas den Grund zu einer christlichen Kolonie gelegt hatte, die zum Deutschen Reiche gehörte, schuf er sich im Schwertbrüderorden zugleich eine militärische Macht zum Schutze des jungen Staates und zur Ausbreitung der deutschen Herrschaft. Dieser livländische Orden dringt 1227 nach Norden vor.

Nach der Eroberung Revels erhält dieser Schwertbrüderorden um 1228 vom deutschen König Heinrich VII. zugleich mit der Landschaft Revale ganz Harrien, Jerwen und Bierland zu ewigem Besitze verliehen. Der Ordensmeister Volquin erbaut an Stelle der Dänenburg ein festes steinernes Schloß mit vier Türmen. Es nimmt den vierten Teil des Domberges ein, von dessen übriger Fläche es durch einen tiefen Graben geschieden ist und heißt: „das Kleine Schloß“ — zum Unterschied vom „Großen Schloß“, womit man den ganzen Domberg bezeichnet, der ebenfalls von einer Wehrmauer umzogen ist. Das „Kleine Schloß“ hat nahezu die Gestalt eines Rechtecks, dessen Süd- und Westseite dicht an den Rand des Felsens herantreten. Die 20 Meter hohen Befestigungsmauern umschließen die Höfe und die Wohngebäude, die ihre Form im Laufe der Zeiten vielfach verändern,



RIGAER TAGEBLATT.

Reval. Der lange Hermann.

und laufen an den Ecken in starke Türme aus, von denen der stolzeste, der „Lange Hermann“ im Südwesten den Bergfried darstellt und „weit ausschaut über die Lande bis an das blaue Meer“. Seinen östlichen Nachbarn, den „Pilturm“ oder „Stür den Kerl“ verliert er im Laufe der Zeiten, doch an der Nordseite des Schlosses bleiben ihm der „Schneckenurm“ oder „Pilsticker“, der jetzt über den Abhang hinausragt, und die „Landskrone“ gesellt. Diesem Turme gab seine einstige Dachform den Namen. —

Die Schwertbrüder sind zwar tapfer, aber auch gewalttätig. Sie kommen bald mit ihrem eigenen Ordensmeister Volquin in Streit. Dazu liegen sie in schwerem Kampf mit den mächtigen Litauern im Süden. Ihre Kräfte reichen nicht für diese großen Aufgaben, und als der König von Dänemark immer wieder nach seiner estländischen Kolonie verlangt und vom Papst unterstützt wird, können sie auf die Dauer dessen allmächtigem Gebot nicht widerstehen. So gelangt 1238 Reval, Harrien und Wierland als Herzogtum Estland an denselben Dänenkönig Waldemar II., der vor fast 20 Jahren Lindanissa erobert hat; der Orden muß das Schloß räumen. Nun bleibt Reval unter dänischer Herrschaft über 100 Jahre, bis 1346. Doch die harrißch-wierische Ritterschaft, sowie die Bürger der allmählich aufblühenden Stadt sind und bleiben Deutsche, die an ihren Sitten und Gebräuchen festhalten. Ja, der Dänenkönig Erich Plogpennig verleiht der Stadt Reval 1248 das Lübbische Recht.

Die Dänen bauen sich innerhalb der gewaltigen Wehrmauer des „Kleinen Schlosses“ ein Wohnhaus als zweistöckigen Pallas, der sich an der Westmauer bis zur Hälfte ihrer ganzen Ausdehnung hinzieht. Im untern Geschosß haufen die Ritter, im obern befindet sich ein großer Bankettsaal, zu dem eine breite Freitreppe emporführt. Die Lage dieses Bankettsaales ist noch heute kenntlich an den drei großen in die Mauer eingeschnittenen Fensteröffnungen. Das Burgtor befindet sich in der Ostmauer neben dem Eckturme „Stür den Kerl“, Hier führt eine Zugbrücke über den Graben zu einem zweiten Tore das sich in den sogenannten Zwinger öffnet. Dieser freie Platz reicht vom Schlosse ostwärts bis an den langen Domberg heran. Er ist von zwei Mauern umschlossen, deren nördliche die Häuser der Burgassen vom Zwinger trennt und in ihrer Mitte über einem Tore den sogen.

„Kloctorn“ trägt, während die südliche, die beim Turm am kurzen Domberg endet, von einer Pforte nahe dem Schloßgraben unterbrochen wird. Es kann also niemand auf den Dom gelangen, ohne den Zwinger zu passieren. Es gibt nur drei Wege auf den Dom: Den Langen, ferner den Kurzen sogenannten Domberg (Berg bezeichnet hier den Abhang des Berges) und einen sehr steilen Aufstieg, der bei der Schmiedepforte beginnt, an der Stelle vorübergeht, wo später der „Kiek in de Kiek“ erbaut wird, und beim Schloßtor endet. Der Dom fällt auch hier schroff in die Ebene ab, denn die künstliche Erhebung der Wälle, der nachmaligen „Anlagen“, entsteht erst viel später.

Bei dem Schloß erbauen die Dänen die Domkirche und errichten bei derselben eine Schule, die Domschule. Diese besteht schon vor 1319 bei der Kirche und ist somit die älteste Schule unserer Stadt. In genanntem Jahre erläßt der Dänenkönig den Befehl, daß alle Eltern Kevals bei einer Geldstrafe ihre Kinder in diese Schule schicken sollen. Der Schulbesuch auf dem Dom hat aber seine Schwierigkeiten, denn noch über hundert Jahre später schreibt ein Abt von Badiß, daß die Kinder sich, namentlich in den langen Wintermonaten, beim Besteigen des steilen, mit Eis und Schnee bedeckten Berges die Schuhe zerreißen und Hände und Füße beschädigen mußten. Unser Langer Domberg sei mit einem Fahrweg von 7—9 Fuß Breite versehen und habe zur linken Seite keine Mauer, vielmehr falle dort die Böschung über 30 Fuß ab. Dort ereigneten sich mit Pferden und Fuhrern häufig Unglücksfälle. Im Frühling und Herbst wasche das Regenwasser den Weg aus und reiche den Fußgängern bis über die Knöchel. Der kurze Domberg sei noch viel gefährlicher und kaum zu ersteigen. Ein dritter Weg, der unserm Falkensteg entspräche, habe zur Seite einen 24 Fuß tiefen Graben und einen Brunnen, so daß die Kinder sich bucklig fallen oder ertrinken könnten. Sei man glücklich heraufgekommen, so böte der Dom des Unreinen und Rassen so viel, daß man nur in den Hundstagen oder bei großem Froste trocknen Fußes die Schule erreichen könne . . .

Im Jahre 1237 war der Livländische Schwertbrüderorden mit dem Deutschen Orden verschmolzen worden, der in Preußen seinen Sitz hatte, und von dort her strömten neue Kräfte nach Livland. So

konnte er weitere Eroberungen unternehmen und endlich sollte ihm auch Estland zufallen.

In der Georgsnacht (vom 22. auf den 23. April) 1343 bricht ein furchtbarer Estenaufstand in Harrien aus. Der Fremdherrschaft müde, erschlagen die Bauern fast alle Deutschen auf dem Lande, verbrennen die Edelhöfe und ziehen vor Reval, das sie belagern. Die Bedrängten rufen den Livländischen Ordensmeister Burchard von Dreilewen zu Hilfe, der mit seinem Heere in Ferwen steht. Er eilt herbei und schlägt die Aufständischen bei einem Moor am Obern See aufs Haupt, wobei über 3000 Esten umkommen. Der dänische Hauptmann von Reval spricht dem Ordensmeister seinen Dank für den Beistand in der Not aus und überantwortet zunächst seinem Schutze die Schlösser Reval und Wesenberg. Die Dänen haben erkannt, daß sie zu schwach seien, um sich in ihrem kleinen Besitztum Estland fern von ihrer Heimat zu halten, und so verkaufen sie denn 1346 Reval, Harrien und Wierland dem Hochmeister des Deutschen Ordens, der die Lande seinerseits dem Livländischen Ordensmeister überträgt.

Nun folgen 200 Jahre des Blühens und Gedeihens unter der Ordensherrschaft, in welcher Zeit sich Reval zu einer mächtigen Handels- und Hansestadt entwickelt.

Die Ordensritter erbauen sich im „Kleinen Schlosse“, nördlich vom Dänischen Pallas, eine stattliche Burg, — eine Klosterburg, könnte man sagen, — die in zwei Stockwerken einen trapezförmigen Hof umschließt, der rings von einer gewölbten, pfeilergetragenen Galerie umgeben ist. Im untern Geschoß befinden sich Stallungen, Küche, Magazine für die Kriegsgeräte und den Mundvorrat, im obern die Wohnräume der Ritter. Ein gemeinsamer Schlaßsaal, das Dormitorium, lehnt sich an die westliche Wehrmauer, dort, wo ein viereckiger Vorbau, der sogenannte Dansker über den Abhang vortritt; ursprünglich hat er die Höhe der Brustwehr, mit der er in Verbindung steht, und ist als vorspringender Punkt wichtig für die Flankenbestreichung der Wehrmauer. Die übrigen Räume werden von der Kapelle, dem Kapitelsaal für die Ordensversammlungen, dem Refektorium oder Remter, d. h. Speisesaal und von den Wohngemächern des Komturs und der höheren Beamten eingenommen.

Häufig beherbergt dieses Schloß hohen Besuch; jedesmal, wenn

ein neuer Hochmeister der Deutschherren sein Regiment angetreten hat, kommt der Livländische Ordensmeister nach Reval, um für den Hochmeister den Huldigungseid der Stadt entgegenzunehmen. So sieht auch das Schloß den größten Livländischen Meister aller Zeiten, Herrn Wolter von Plettenberg († 1535), dreimal in seinen Mauern. Aber nach seinem Tode geht es zurück mit der Macht des Ordens und der Wohlfahrt des Landes, in gleichem Maße wie hier Sittenstrenge, Tüchtigkeit und Tapferkeit abnehmen. Es ist eben nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen. Als schließlich die „große Weihe über sie alle fliegt“, als die Russengefahr von Osten hereinbricht, geht dem Orden Reval und Estland verloren. Als die Stadt sich vom Ordensmeister Kettler verlassen sieht, muß sie sich nach einem neuen Schutzherrn umsehen und schließt sich 1561 dem glaubens- und stammverwandten Schweden an.

Drei Jahre vorher streifen die ersten Scharen Jwans des IV., des Schrecklichen, bis vor die neuverstärkten Mauern Revals. Allein sie werden von Edelleuten und Schwarzhäupterbrüdern vertrieben und bis zum Brigittenbach verfolgt. Genau zwei Jahre später, im Herbst 1560, schlagen die Russen ein Lager auf dem Gute Harck auf und versetzen somit Reval in Belagerungszustand. Aber ein mutiger Sinn belebt die Einwohner, die gesonnen sind, „sich ritterlich bis auf den letzten Mann zu halten und zu verteidigen“. Sie machen einen Ausfall und jagen dem Feinde eine große Viehherde ab, die er in der Wiek zusammengeraubt hat. Sie müssen zwar vor der großen Überzahl weichen, als die Russen Verstärkungen heranziehen, und im Kampfe ist „manch stolzer Held geblieben vom Adel, von Bürgern und Kaufgesellen“, aber die Tollkühnheit der kleinen berittenen Schar macht den Russen doch solchen Eindruck, daß sie ihr Lager abbrechen und die Gegend verlassen. Das Scharmützel an jenem denkwürdigen 11. September 1560 findet in der Gegend des sogenannten Jerusalemer Berges statt und wird der Nachwelt im Gedächtnis erhalten durch drei Denksteine an der großen Pernauschen Straße, sowie durch ein auf Holz gemaltes Bild im Schwarzhäupterhause, das den Gefallenen dieser Bruderschaft als Epitaph dient.

Zu Beginn der Schwedenherrschaft ist das Revaler Schloß dem

tapferen, jungen Ordensritter Kaspar von Oldenbockum anvertraut, der sich bereits durch die glorreiche Verteidigung von Weissenstein gegen die Russen einen Namen gemacht hat. Trotz seiner Sympathie für Schweden will dieser „letzte livländische Ritter“ das Schloß nicht übergeben, weil er das mit seiner Ordensstreue für unvereinbar hält. Nun eröffnet der schwedische Oberbefehlshaber Horn mit Kartaunen Feuer auf das Schloß, bis der südliche Turm „Stür den Kerl“ ganz zerstört ist und die beiden nördlichen stark zerschossen sind. Trotzdem ergibt sich Oldenbockum erst, als ihn Proviantmangel im Juni 1561 zur Kapitulation zwingt. Er erhält einen ehrenvollen Abzug. Vier Jahre darauf ereilt ihn sein tragisches Geschick. Im August 1565 unternimmt er einen Eroberungszug gegen Reval. Doch sein Lager bei der Obersten Mühle wird von Heinrich Klasjon Horn überfallen und geplündert. Auf dem Rückzuge wird Oldenbockum von einer Kartaunenkugel schwer verwundet und stirbt auf dem Gute Fickel.

Im Verein mit unzufriedenen Söldnern bemächtigt sich im Januar 1570 der schwedische Kriegsoberst Klaus Kursell durch einen Handstreich des Revaler Schlosses, um es als Pfand für die rückständige Löhnung zu bewahren. Unzufrieden mit der Regierung Johannis von Schweden, tritt er mit dem jungen Herzog Magnus von Holstein, einem Bruder des Dänenkönigs, in Unterhandlungen. Dieser hoffte sich mit Hilfe Zwans IV. von Rußland zum König von ganz Livland aufzuschwingen. Klaus Kursell setzt zunächst den schwedischen Gouverneur Orenstierna gefangen, gibt ihm aber die Freiheit wieder bei Abschließung eines Vergleichs, dem zufolge Kursell das Schloß bis zur Auszahlung des Soldes verwalten sollte; der übrige Teil des Domes bleibt aber in den Händen der schwedischen Kriegsknechte. Nun erhält der schwedische Offizier Nils Dobler von seiner Regierung den Befehl, sich des Schlosses zu bemächtigen. Er besticht zwei Verräter in Kursells Lager, von denen einer Laas Siggesen heißt. Diese machen in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag 1570 die Wachen trunken und lassen 300 Mann schwedische Besatzung mit einer hanfenen Strickleiter in das Schloß. Die trunkene oder schlafende Besatzung wird teils überwältigt, teils durch einen Scheinangriff an einer anderen Stelle festgehalten. Die Schweden bemächtigen sich der Kriegsmunition und schießen die schwedische Besatzung vom Turm. Da er-

wachen Dom und Stadt. Kursell wird gefangen genommen, während einige der Seinen entfliehen, so sein Nefte Jürgen Fahrnsbach. *) Zwei andere Führer, Heinrich Boismann und Johann Maydell, entgehen dem Strafgericht, weil Kursell sie ins Land „geschickt hatte, damit sie den Vorrat des Hauses nicht verzehrten“.

Aus seinem Gefängnis schreibt Kursell dem schwedischen Hauptmann einige Zeilen auf einem Stück Birkenrinde, indem er ihn um seinen Besuch bittet. Dieses Birkenblatt hat sich erhalten, liegt im Revalschen Stadtarchiv und zeigt deutlich Kursells Schriftzüge. Kursell wird des versuchten Hochverrats bezichtigt und hingerichtet.

In den vorhergehenden Jahren war Schweden mit Dänemark und Lübeck in Krieg geraten, und die nunmehr schwedische Stadt Reval wird von den Feindseligkeiten auch berührt. Im Juli 1569 wird sie zwei Tage lang, wenn auch ziemlich erfolglos, von der dänisch-lübischen Flotte unter Admiral Muncé beschossen. Da bringt man Geschütze nach dem Rosengarten und erwidert das feindliche Feuer.

Eine viel schwerere Prüfung muß die Stadt im folgenden Jahre bestehen, sie geht aber mit Ruhm bedeckt aus ihr hervor. Die Liebe für den Glauben der Väter, für die nationale Eigenart und die heimatliche Scholle verleiht diesem Gemeinwesen die Kraft des Widerstandes, so daß die feindlichen Angriffe an diesem stolzen Felsen wirkungslos abprallen.

Am 21. August 1570 beginnt die Belagerung der Stadt durch Herzog Magnus mit 25 000 Russen und einigen Fähnlein von Hofleuten. Alle seine Aufforderungen zur Übergabe an den „neuen König von Livland“ werden zurückgewiesen. Zunächst versuchen die Belagerer sich in dem vor der Stadt belegenen Johannishospital zu verschanzen, werden aber durch die Revaler Krieger daraus vertrieben, die das Spital mit den Nebengebäuden verbrennen. Ebenso geht es später mit der Vorstadt Fischermaj, die 200 Häuser hat, und mit dem vor der Strandpforte gelegenen steinernen Pockenhospital. Der Chronist Ruffow gibt eine anschauliche Schilderung dieser Tage. Er erzählt, wie um Martini eine schreckliche Seuche viele Menschen dahin-

*) S. Th. Schieman, Charakterköpfe und Sittenbilder aus dem 16. Jahrh. der balt. Geschichte.

rafft. Da wird der livländische Fluch erfüllt „daß dich aller Welt Plage bestehe“. Während der Belagerung finden viele Ausfälle und Scharmügel statt, zu denen „die Kriegersleute, die jungen Gesellen, Hausknechte und Jungen hinzulaufen, wie zum Tanz“. Die Beschießung der Stadt erfolgt mit eisernen und Steinkugeln oder Tümmern, mit glühenden Bollkugeln, sogenannten Feuerbällen, und mit Sprengkugeln, richtet aber nicht viel Schaden an. Im Februar kommen bei Nacht Briefe des Herzogs von Pommern über die Mauer, mit der Nachricht, die Schweden und Dänen hätten sich vertragen und gedächten Revals. Während so der Mut der Stadt neu gestärkt wird, erleiden die Russen große Verluste. Am 16. März 1571 stecken sie ihr Lager an und ziehen davon, nachdem sie 30 Wochen weniger drei Tage vor Reval gelegen haben. — Als die Russen vor 13 Jahren zum erstenmal ins Land gefallen waren, feierte man in Reval grade eine glänzende Köste (Hochzeit), zu der sich der gesamte estländische Adel eingefunden hatte, so daß das Land ohne genügende Verteidigung den Feinden in die Hände fiel. Auch jetzt herrscht trotz der Not der Zeit Leichtsinm und Sorglosigkeit. Als im Winter 1572/73 der Großfürst von Moskau zum erstenmal in eigener Person mit 80 000 Mann in Livland erscheint, findet er die Menschen Weihnachten feiernd in Schmuck und schönen Kleidern. Da werden viele Tausende gefangen fortgeführt.

Im Januar 1577 beginnt eine zweite Belagerung Revals durch die Russen, die diesmal doppelt so stark an Zahl sind. Sie errichten 5 Lager im Süden und Osten der Stadt. Aus einer Schanze auf dem Tönnisberge schießen sie an einem Sonntag eine 52pfündige eiserne Kugel in die Nikolaitirche; die Kugel fliegt durchs Fenster, aber obgleich die Kirche während der Predigt voller Menschen ist, wird nur einer am Arme verletzt. Überhaupt richten die russischen Geschosse wenig Schaden an, wengleich sie während 6 Wochen unentwegt in die Stadt geschleudert werden. Die Bürger bergen alles Brennbare, wie Holz und Stroh im Keller, und spannen nasse Ochsenhäute auf den Böden aus, die ohnehin mit Fliesen und Erde gebielt sind. Sie stellen berittene Wachen an, um die feindlichen Feuerbälle auszulöschen. Für jeden solchen Ball bekommt der Überbringer 3 Mark vom Stadtoberst. „Da sind dann die Kerle“, schreibt Ruffow, „ganz

lustig geworden und haben sich mit den Feuerbällen Tag und Nacht gejagt, gleich wie Knaben auf der Straße mit Kreiseln, so daß mancher, der betrübt und traurig war, sich daran erquicken und lachen mußte.“ Durchschlägt mal ein Dümmler ein Dach, so hat das auch nicht viel zu sagen, da die meisten Häuser drei Böden übereinander haben. Als die Russen den Zwinger „Kief in de Kof“ ins Feuer nehmen, schießen sie einmal ein Loch in die Mauer „so groß, daß ein Paar Ochsen durchgehn können“; sie erschießen dabei einen Schuster, den Verwalter des Zwingers. Die Kugeln werden zum Gedächtnis für spätere Zeiten ins Mauerwerk eingesetzt. „Das ist der größte Schaden, den der Ruß mit seinen 2000 Tonnen Pulvers angerichtet“, sagt Ruffow. Seine Mauerbrecher kann der Feind erst recht nicht brauchen, „weil nirgends eine Mauer zu fassen steht, es sind immer Wälle und Rundele vor.“

Dieses Mal ist die Stadt besser als früher mit Mannschaft versehen; sie verfügt über 5900 Mann an Streitkräften, denen immerhin eine fast zehnfach überlegene Macht gegenübersteht. Sie hat vorzügliche Befehlshaber am früheren Gouverneur Heinrich Horn und seinem tapferen Sohne Karl. Diese beiden Männer haben den Dom sorgfältig in Verteidigungszustand gesetzt und sehen auch in der Stadt Tag und Nacht nach dem Rechten. Ja, ihr Heldenmut bringt sie oft, zum Kummer der Bürgerschaft, in Gefahr, wenn sie persönlich auf den Wällen die Geschütze richten und abproben helfen. Als eine tapfere und todesmutige Truppe dient auch „Hannibals Volk“. Sie macht sich beim Löschen von Bränden vielfach nützlich. Als den „livländischen Hannibal“ bezeichnet man den Jvo Schenkenberg, den Sohn eines Kevaler Münzmeisters. Er bildet aus den in die Stadt geflüchteten Bauern ein Fähnlein von etwa 400 berittenen Leuten, die sich auch in der Folge durch ihre Tapferkeit auszeichnen. Sie beteiligen sich an den Ausfällen der Belagerten, wobei Jvo einmal mit genauer Not dem Tode entrinnt. Zwei Jahre später unternimmt er einen mißglückten Zug gegen Wesenberg, wird dort von den Russen gefangen genommen, nach Pffow geschleppt und grausam hingerichtet.

Schließlich haben die Belagerer so viel Kugeln verschossen, daß sie 20 Schmiede, die sie aus Moskau und Pffow mitgebracht, damit



RIGAER TAGEBLATT.

Reval um 1635 (nach Olearius).

beschäftigen, neue eiserne Kugeln zu gießen. Ihren tüchtigsten Anführer verlieren sie in der Person des Feldherrn Scheremetjew-Kolzow, der dem Zar geschworen hat, Reval zu erobern, oder nicht lebend heimzukehren. Eine Kanonenkugel reißt ihm das Bein fort, und am dritten Tage stirbt er. Reval aber wird nicht erobert. Vom 11. bis 13. März räumt der Feind seine Lager, nachdem er über 3000 Mann verloren; der Verlust auf Seiten der Stadt beträgt nur wenig über 100 Menschenleben. Die erste Belagerung Revals hat 7 Monate, die zweite nur 7 Wochen gedauert.

Russow schließt an seinen Bericht die Betrachtung „Man kann mit dem Moskowiter wohl handeln, wenn nur ein klein Ernst und Standhaftigkeit vorhanden ist; aber wann die Deutschen laufen und fliehen, hat er gut nachjagen. Ganz leichtfertig haben die Livländer dem Ruß ihre Schösser übergeben. Weissenstein ist die erste Feste, die der Moskowiter mit stürmender Hand genommen; sie war aber unverteidigt.“

Viel Anerkennung findet Reval für sein mutiges Ausdauern bei den anderen Staaten; so schreibt ihm zum Beispiel der Herzog von Schleswig-Holstein: „daß ihr euch ehrlich und männlich wider den gewaltigen Feind erzeiget, daran habt ihr ein hochrühmlich Werk getan, das euch bei allen des heil. Reichs deutscher Nation Gliedmaßen zu ewigem Lob und Preis gedeihen wird.“

Doch die Folgen der furchtbaren Kriege lasten schwer auf der Stadt. Sie wurde und wird immerzu mit großen Kriegskosten belegt, der Handel stockt, die Verarmung ist allgemein; und das verwüstete Land vermag die notdürftigsten Nahrungsmittel nicht aufzubringen. Da wetteifern denn Hungerjahre und furchtbare Seuchen, die Menschen hinzuraffen. Da das Land während der schwedischen Zeit oft der Schauplatz von Kämpfen ist, vermag sein Borort, die einst reiche und mächtige Hansastadt, sich nur schwer wieder zu ihrer früheren Höhe emporzuschwingen.

Am Schlosse selbst, das Klaus Horn 1561 mit dem schwedischen Reichswappen*) geschmückt hat, finden zur Schwedenzeit vielfache Veränderungen und Anbauten statt. Man braucht auch mehr Raum,

*) Jetzt in Rocca al Mare.

Dehio, Reval.

um die Landesverwaltung und zu wiederholten Malen auch Glieder der königlichen Familie unterzubringen. So geben 1589 sich Johann III. und sein Sohn Sigismund, der König von Polen, in Reval ein Stellbischein, das zugleich ihr letztes Beisammensein im Leben ist. Zuerst trifft König Johann mit seiner zweiten Gemahlin, einer jungen Schwedin, und seinem neugeborenen Söhnchen Johann in Reval ein. Den Weg vom Hafen bis zum Schlosse legt er mit seinem Hoffstaat zu Fuß zurück. Später kommt Sigismund mit seiner Schwester Anna und einem großen polnischen Gefolge auf dem Landwege an, Johann reitet ihm entgegen und geleitet ihn aufs Schloß.

Im August 1600 langt der Herzog-Regent, der nachmalige König Karl IX. von Schweden, mit seiner Familie hier an; bei ihm befindet sich auch sein Sohn, der 6jährige Gustav Adolf. Von Böllerschüssen begrüßt, schreitet der Herzog vom Hafen bis zum Schloß, durch die mit Gras bestreute Langstraße. Überall bilden die Stadtknechte, die Bürgerwehr, die übrige Bürgerschaft und die schwedischen Knechte Spalier. Als der Herzog seinen Feldzug gegen die Polen antritt, empfiehlt er seine Familie dem Revaler Rat. Im April 1601 wird dem Herzog auf dem Schlosse ein zweiter Sohn geboren, bei dessen Taufe der Rat, die Ritterschaft, und auch die Vertreter der anderen Stände Gevatter stehn.

Gustav Adolf, der, wie gesagt, schon als Kind ein Jahr in Reval verbracht hatte, kehrt als Herrscher zweimal hierher zurück. 1614 nimmt er unter anderem bei Gelegenheit einer Hochzeit auf der Großen Gildestube am Tanze teil. 1626 eilt ihm seine Gemahlin voraus und erwartet ihn auf dem Schlosse, wo er, aus Litauen kommend, und nur von einem Diener begleitet, bei großer Kälte eintrifft. Gnädig nimmt er die Bewillkommungsgaben der Stadt an Zobel und Hafer entgegen. Seinerseits ist er darauf bedacht, der verarmten Stadt durch alle möglichen Unternehmungen aufzuhelfen, aber das größte Geschenk, das er ihr macht, ist die 1630 erfolgte Gründung eines Gymnasiums für die Söhne des Adels und der Bürgerschaft, das aus den Einkünften des früheren Cisterciensernonnenklosters erhalten werden soll. Schule und Lehrerwohnungen werden in den Klostergebäuden untergebracht und befinden sich noch heute an dieser Stätte.

Ende Oktober 1700 berührt der jugendliche Schwedenkönig

Karl XII. Reval; aus Pernau kommend, ist er auf dem Zuge nach Narva begriffen, wo er so schöne kriegerische Lorbeeren erwerben soll. Vom Kanonendonner begrüßt, reitet er durch die Dompforte aufs Schloß, wo er etwa eine Woche verweilt. Dem Bürgermeister, der ihm die vergoldeten Stadtschlüssel überreicht, gibt er sie mit den Worten zurück: „Behaltet sie, ich weiß, sie sind in guten Händen.“

Alein die Laufbahn Karls XII., die so glänzend begonnen, findet ein klägliches Ende; während er, 1709 bei Poltawa besiegt, sich auf türkisches Gebiet zurückzieht und in unbegreiflichem Starrsinn dort verharrt, geht ihm ein großer Teil seines Reiches verloren. Die Russen nehmen Liv- und Estland in Besitz und ziehen große Truppenmassen um Reval zusammen. In der Stadt hat unterdessen die Pest derart aufgeräumt, daß nicht mehr genug Verteidiger für ihre Wälle vorhanden sind. Ohne daß ein ernstere Angriff unternommen worden wäre, muß sie sich am 29. September 1710 ergeben. Zu Harß, wo der russische General Bauer mit seinem Stabe sich aufhält, wird die Kapitulation unterschrieben, wobei der Stadt alle ihre früheren Rechte und Privilegien zugesichert werden. Während die auf 400 Mann zusammengeschnitzene schwedische Besatzung unter klingendem Spiel zur „Großen Strandpforte“ hinauszieht, um sich nach Schweden einzuschiffen, rücken die neuen Herren der Stadt durch die Dompforte ein.

Reval hat also gestanden

unter dänischer Herrschaft	1219—1227,
unter deutscher Ordensherrschaft	1227—1238,
unter dänischer Herrschaft	1238—1346,
unter deutscher Ordensherrschaft	1346—1561,
unter schwedischer Herrschaft	1561—1710,
unter russischer Herrschaft von	1710 an.

Niemals aber, so lange seine Türme und Mauern stehn, ist es von einem Feinde mit stürmender Hand genommen worden.

Unsere russischen Herrscher und Herrscherinnen besuchen Reval des öfteren, wobei sie bald im Domschlosse, bald in Katharinental ihren Aufenthalt nehmen. Zar Peter allein ist elfmal in Reval gewesen. Die ausführliche Schilderung all dieser festlichen Begeben-

heiten finden wir in den „Miscellaneen aus dem Revaler Stadtarchiv“ von G. v. Hansen. Am Schlosse auf dem Dom finden unter der russischen Regierung viele Umbauten statt. Der dänische Pallas, die meisten schwedischen Umbauten und die Burgtore fallen. Der 15 Meter breite und fast ebenso tiefe Burggraben wird zugeschüttet und an seiner Stelle längs der östlichen Wehrmauer der Gouvernementspalast aufgeführt. Innerhalb der ganzen Wehrmauer entstehen verschiedene Bauwerke, so das Kameralhofszgebäude. Das ehemalige Ordenshaus aber wird zum Staatsgefängnis umgestaltet. Auf dem Schloßplatz, dem früheren sogenannten Zwinger, dessen Umfassungsmauern längst gefallen und durch Wohnhäuser ersetzt sind, werden die Wachtparaden der russischen Besatzung abgehalten, und abends ertönt hier der Zapfenstreich; im 19. Jahrhundert wird hier ein hübscher grüner Garten, ein Square angelegt, aber dieser muß der russischen Kathedrale weichen, die nach fünfjähriger Bauzeit im Jahre 1900 eingeweiht wird.

Unter der russischen Regierung ist Reval eine lange Friedensära beschieden; zweimal erhebt zwar die Kriegesfurie dräuen ihr Haupt, aber sie wendet es gnädig wieder ab. Im schwedischen Kriege erscheint Anfang Mai 1790 eine feindliche Flotte unter dem Herzog Karl von Südermannland auf der Revaler Reede, doch wird sie vom russischen Feldherrn Tschitschagow geschlagen. (Siehe Pabst, „Bunte Blätter“). Sodann wird im Krimkriege Reval in den beiden Sommern 1854 und 1855 blockiert, indem sich die feindliche Flotte, bestehend aus englischen und französischen Schiffen, an der Ostküste von Nargön vor Anker legt. Damit ist der Handel unterbunden, aber eine Beschießung der Stadt findet nicht statt; einmal nur, im Sommer 1855, wechselt ein feindliches Kanonenboot vier Schüsse mit den Revaler Werken. Viel russisches Militär zieht ein, Garde- und Reservetruppen; dagegen verläßt ein Teil der Einwohner die Stadt; namentlich die Frauen und Kinder werden ins Innere des Landes geschickt; die Bürger aber treten zur Bürgerwehr zusammen und beziehen die Wache. In meinem Elternhause findet sich noch vierzig Jahre später ein Säbel, den mein Vater als Bürgerkapitän in jenen Jahren geführt, sowie eine große rotseidene Bürgerfahne. Nach dem Krimkriege wird die Festung Reval, als den modernen Anforderungen

nicht mehr entsprechend, aufgegeben. Die Wälle werden niedergelegt und zu Promenaden umgeschaffen, die Gräben ausgefüllt und zu Bauplätzen verwandt. Die Bastionen werden in schöne Anlagen verwandelt; so entstehen im Norden der Stadt die Strandpfortenanlage aus der Schonenbastion, und im Süden die Schmiedepforten und die Domanlage aus der Jngermannland- und der Schwedenbastion. Reval soll hinfort nur den Werken des Friedens dienen.

Pfingsten.

Wenn Pfingsten, „das liebliche Fest“, gekommen ist, duldet's die Bewohner Revals nicht länger in der Mauern steinernem Bann; da treibt's sie hinaus ins winterlang erwartete, oft schmerzlich ersehnte Grün, wo die Roskastanien ihre weißen Blütenkerzen aufgesetzt und die Obstgärten ihren Brautschmuck angelegt haben, wo die duftschweren Syringendolden vom Frühlingswinde wie Räucherfässer beim Hochamte geschwungen werden, und Nachtigall und Kuckuck im safttrohenden, frischen Laube ihre Stimmen erschallen lassen.

Jetzt führen die engbesetzten Wagen der Pferde- und Eisenbahn und die nach allen Richtungen ausfahrenden Omnibusse, ja selbst die neuerdings auftauchenden Automobile die frühlingssdurstige Menge ins Freie; aber unsern Großeltern war der Verkehr noch nicht so leicht gemacht. Die suchten sich den Frühling ins Zimmer zu zaubern, indem sie frisch geschlagene Birkenbäumchen in alle Ecken stellten, deren herber, herztürkender Duft ihnen das Pfingstfest verkündete; oder sie pilgerten hinaus vor's Thor, sich auf dem grünen Samt der Wälder zu lagern oder sich an den goldgelb und violett überfäeten Blumenwiesen Katharinentals, Christinen-, Königs- oder Springtals zu laben. Wenns hoch kam, fuhr früh morgens um 5 ein weißüberpannter Planwagen vor die Thür; da wurden zunächst die erwartungsheißen Kinder ins weiche Stroh unter das Zeltdach gesteckt, dann folgten feiertags- und gesangesstroh die Erwachsenen, wie Dr. Bertram-Schulz es so schön in seinen „Baltischen Skizzen“ beschreibt, und dann ging es hinaus in die grüne Welt — nach Liffat, wo sich Bischofswiese und Klosterwald in den braunen Fluten des Brigittenbaches spiegeln, zu den kieferbestandenen, harzduftenden Blauen Bergen, oder gar nach Tischer und Wittenpöwel, wo man in einer Fischerhütte einkehren und sich den lieben langen Tag an Wald und Meer erlaben

konnte. Wenn dann der Wagen durch die fast taghelle Frühsummer-
nacht wieder heimwärts rasselte, antworteten auf das langgezogene
Rollen des Ziegenmellers und die knarrenden Doppelrufe der Schnarr-
wachtel in den Feldern die klagenden Weisen eines Volksliedes, denn
„wenn der Deutsche am fröhlichsten ist, singt er die wehmütigsten
Lieder“. In all dem taufeuchten Duft und geheimnisvollen Schimmer
prangen unsere hellen nordischen Sommernächte zwischen Pfingsten
und Johanni zur Verherrlichung jener Sommer Sonnenwende, da
allerorten in baltischen Landen die Johannifeuer aufflammten. Das
ist die hohe, die Festzeit der Natur, wo der schönen estnischen Sage
zufolge Koit und Ammarik, Morgen- und Abendröte, die das ganze
Jahr nicht zusammenkommen, — sich vereinigen dürfen, wo das Licht
ihrer Fackeln ineinander schlägt.

I.

Altdutsche Frühlingsfeste.

Vor vielen hundert Jahren, als unsere alte Stadt ihren Mauer-
gürtel noch nicht überstiegen hatte, als noch die Bürger nicht in luf-
tigen Vorstädten wohnten, da ist ihnen der Lenz viel mehr denn jetzt
als der Freudenbringer, als der Befreier aus Wintersbanden erschienen.
Da feierten sie seinen Einzug mit all' der Lust und aller Pracht, die
ihnen nur zu Gebote stand; sie begingen das altdutsche Maigrafenfest
und die Papagoienschießen. — Zum Mairitt versammelten sich an
einem schönen Tage im Mai, vielleicht am ersten des Monats, min-
destens 70 Gildebrüder zu Roß vor dem Hause des Altermanns und
zogen dann ins Feld. Mit ihnen ritten die Schwarzenhäupter. Vor
dem Tore wurde, nach Veranstaltung ritterlicher Spiele, von Gliedern
der Gilde und des Rates sowie von seinem Vorgänger der junge
Maigraf gewählt, der sich seinerseits aus den schönsten Jungfrauen
der Gemeinde eine Maigräfin erkor. Den festlichen Einzug des jungen
Paares in die Stadt schildert uns das von L. von Bezold gemalte
Bild im kleinen Saale der Börsehalle. Wir sehen im Hintergrunde
die Thürme der Großen Strandpforte; auf einem Wagen die Jung-
frauen, aus deren Zahl die Maigräfin gewählt worden; diese sitzt auf

einem Zelter, den der Maigraf am Zügel führt. Vor ihm ist ein Mann in die Kniee gesunken; angeblich durfte der Maigraf den ersten Verbrecher, der ihm auf seinem Einritt in die Stadt in den Weg kam, seiner Strafe ledig sprechen. Dieser Vorgang ist hier dargestellt. — Auf den Einzug folgte ein vom frühern Maigrafen ausgerichteter Schmaus mit einem „Damenball“ in der Gildestube. Am Abend wurde der alte Maigraf mit Musik nach Hause geleitet und der junge trat für das kommende Jahr sein Regiment an. An einem Pfingstfeiertage veranstaltete er ein großes Fest im Freien, dem Ausritte und Gastereien folgten. Namentlich bewirtete der Maigraf die Damen, welche ihm die schweren Wachslichte zur Fronleichnamsprozession machten, sowie die Männer, welche dieselben trugen. Seine Gäste ließ er durch eine „Umläufersche“ einladen und setzte ihnen Bier, „Unraet“ d. i. Kuchen, und Nüsse vor. Vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, solange die Maigrafensfeste stattfanden, war Reval katholisch, und es beteiligten sich alle Gilden und Zünfte, also eigentlich alle Bürger der Stadt an der großen Fronleichnamsprozession, die am Donnerstag nach Trinitatis um die Stadt ging. An diesem Umzug durften auch die deutschen Schiffer teilnehmen, die ihre „vier schönen Hauptkerzen vor den Schwarzhäuptern, zwischen des Maigrafen Kerzen trugen“. Die Feier begann mit einer Messe, die auf dem großen Markt abgehalten wurde. Zu dieser Festlichkeit bewahrte die Große Gilde einen „Pavelun“ oder Pavillon auf, in welchem der Altar auf dem Markte errichtet wurde, und 12 Schemel, auf denen die Priester beim Gottesdienste knieten; endlich 8 Lichterbäume oder Gestelle, auf welchen die Wachslichte der Großen Gilde bei der Prozession getragen wurden. Jede dieser Kerzen wog 5—7½ Pfund. Mit einer Gasterei am Abend dieses Tages hörte die Maigrafenschaft auf. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Kriegsnot über unser Land hereinbrachen, hatten, wie so manche andere Festlichkeiten, auch die Umritte der Maigrafen ein Ende.

In den gleichen Jahrhunderten und auch zur selben Jahreszeit fanden die Vogelschießen im Papagoiengarten vor der Großen Strandpforte statt, doch wurden sie von der Großen Gilde, den Schwarzhäuptern und der Canutigilde getrennt gefeiert. Allen gemeinsam war die Vogelftange, welche aus einem untern, auf einem Kreuzholze

ruhenden Teil, dem Papagoienbaum, und der eigentlichen Stange bestand; an dieser wurde der hölzerne, bunt bemalte Vogel befestigt, den sich die Große Gilde jedes Jahr neu anfertigen ließ. Mit Musik zog die Genossenschaft, den vorigen Schützenkönig an der Spitze, hinaus.

Da die Bürger ihre Vaterstadt zu verteidigen hatten, war auch ein jeder im Armbrustschießen geübt. Wer den Vogel herunterschoss, wurde König und kehrte in festlichem Aufzuge in die Stadt zurück. An einer Stange hielt er einen silbernen Vogel, — wie sich ein solcher noch eben im Silberschätze der Schwarzenhäupter vorfindet — während die Armbrust vor ihm hergetragen wurde. Er erhielt eine silberne Schale als Ehrengeschenk und tanzte auf dem Damenballe in der Gildestube mit seiner erkorenen Königin.

II.

Gärten.

Außer dem Papagoiengarten verwaltete die Stadt als öffentliche Belustigungsorte noch den Büchsenhütengarten vor der Süsternpforte, von dem eine Treppe auf den Dom hinaufgeführt haben soll, und den Rosengarten dicht vor der großen Strandpforte neben der „Dicken Margarete“. Unter einer schönen Linde erging sich da die Jugend beim Tanz und die Alten boten den scheidenden Gastfreunden den Abschiedstrunk. Da der Hafen damals geradeaus vor der großen Strandpforte lag, so konnte man den Absagelnden von dort aus noch lange mit den Augen das Geleit geben. Auch das Maigrafensfest ist hier gefeiert worden. Leider wurde der Rosengarten während der Russenbelagerung 1570—1571 zerstört und an seiner Stelle entstanden Wall und Graben.

Größere Gärten gab es innerhalb der Stadtmauer nicht, außer einem Garten in der Karrisstraße und einem in der Schmiedestraße, von dem sich ein kümmerlicher Überrest beim Hotel zum Goldenen Löwen erhalten hat. Auch an der Stelle der jetzigen Schwedischen Kirche und des daneben befindlichen Siedenhauses in der Ritterstraße hat es in uralten Zeiten einen Garten gegeben. Jetzt freuen

wir uns an den wenigen Bäumen, die wie grüne Oasen in der Steinwüste der Straßenzüge versprengt sind und sich hauptsächlich um die städtischen Kirchen gruppieren. Ein alter Baum hat sich bis vor wenigen Jahren in der Breitstraße vor dem Hueffschens Hause erhalten; ein zweiter an der Ecke der Rader- und Dunderstraße vor dem jetzigen Hotel Petersburg ist ebenso wie der alte Brunnen daselbst längst verschwunden. Verschwunden sind auch mehrere Teiche vor den Toren. Zwei derselben, vor der Lehmporte, längs dem gegenwärtigen Laufe der Narvischen Straße gelegen, hatten den Rat mit Fischen versorgt. Aus einem dritten, im Fickschen Garten vor der Schmiedepforte befindlichen Teiche wurde vor 500 Jahren durch Holzröhren das Wasser in mehrere Stadtbrunnen geleitet. Endlich ist noch der nach einer nahe gelegenen Färberei benannte „Färbersteich“ zu erwähnen, an dessen Ufer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach dem Krimkriege der Altermann H. Falck einen schönen Park anlegte. Jetzt ist der Teich gefüllt und dient der „Falkspart“ mit seinen Baulichkeiten dem neubegründeten „Deutschen Gewerbeverein“ als Quartier und beherbergt im Winter die Schlittschuhbahn des „Deutschen Vereins“.

III.

Höfchen.

Schon früh hatten sich die wohlhabenden Bürger auf ihren Grundstücken vor den Toren der Stadt sogenannte Lusthöfe angelegt, wo sie sich in der schönen Jahreszeit ergingen. Auf diesen umfriedeten Plätzen befand sich gewöhnlich zur Unterbringung von Gartengerätschaften eine Scheune oder Herberge, aus der sich mit der Zeit ein Wohnhaus entwickelte. So entstanden die vielen „Höfchen“, in denen sich die Einwohner Nevals bis auf den heutigen Tag ihres heimatlichen Sommers freuen. Unter anderen sind noch jetzt zu nennen die Willen in Springtal und Dunten, Wittenhof, Charlottental und Schwarzenbeek. (Schwarzbach.) Das Grundstück der jetzigen Diafonissenanstalt an der Großen Bernauschen Straße war früher „Stippels Hof“; nicht weit davon liegt das „Landesensche Höfchen“ und weiter hinaus an der Bernauschen Landstraße endlich das „Fahrenholzsche Höfchen“.

nicht weit von der Stätte, wo 1560 Schwarzenhäupterbrüder und andere Ritter bei einem tollkühnen Ausfall gegen die Scharen Zwans des Schrecklichen den Heldentod fanden.

Wittenhof und Löwenruh waren vor 100 Jahren vielbesuchte Vergnügungsorte (siehe G. v. Hansen-Sprengfeldt „Reval vor 50 Jahren“). Es gab dort warme und kalte Bäder, Konditoreien, Speise- und Tanzsäle, Regelpbahnen und Schießstände. Als aber einst in Löwenruh bei einem unversehens ausgebrochenen Streite ein Flottoffizier einen Handwerksburschen erstach, verödeten dort die Räume, und auch Wittenhof ging in Privatbesitz über. Das benachbarte Charlottental war ursprünglich als Jagdschloß des Herzogs von Holstein-Gottorp erbaut worden, doch lag der dazu gehörige Wildpark bei Fischmeister. Spätere Zeiten sahen in den schönen Räumen die Liebhaberbühne, auf welcher Koberbue seine Stücke aufführen ließ. Dann wurde es Roddesches, später Eggersches Höfchen; Georg Eggers legte hier eine Essig- und Bleizuckerfabrik, eine Rotfärberei und Zündholzfabrik an. Diese Zündholzfabrik war die erste ihrer Art in Rußland und beschäftigte über 100 junge Mädchen; sie ging aber ein, als eine den Preis zu sehr verteuernde Banderolle auf die Kästchen geklebt wurde, welche 3 Chinesen als Marke trugen. Und so dauerte denn die Herrschaft von Stein und Feuerzeug noch etwas an. Jetzt ist Charlottental mit der Besitzung Blankental vereinigt, wo die Firma Behr große Gemüsepflanzungen ins Leben gerufen hat, deren Produkte zu Konserven verarbeitet werden.

Eine Reihe Bäume deutet in dieser Gegend noch auf die einst schöne „Duborgsche“ Allee hin.

IV.

Katharintal.

Auch in Fonntal, dem jetzigen Katharintal, wurden im 17. Jahrhundert unterhalb des Baaksberges auf Busch- und Morastland mehrere Höfe mit dazugehörigen Kalköfen angelegt. Eines dieser Höfchen, das Kentelnsche, bewohnte die Kaiserin Katharina I., als ihr Gemahl, Peter der Große, im Jahre 1714 das kleine, noch heute vorhandene „Peterhäuschen“ aufführen ließ, aus dessen Fenstern

er den Hafen und seine junge Flotte übersehen konnte. Es enthält noch jetzt die Möbel, die das kaiserliche Paar damals benutzte; der kaiserliche Reisewagen, der uns wie ein kleines Haus erscheint, steht im dazugehörigen Schauer. Im Parke finden wir noch ein kleines primitives Häuschen, das dem großen Kaiser zur Badestube gedient hat. Anno 1718 nahm dieser die Erbauung des steinernen Schlosses durch den Italiener Michetti und die Anlage des schönen Parkes in Angriff, denen er seiner Gemahlin zu Ehren den Namen Katharinental verlieh. An der Rückseite des Schlosses sieht man noch die 3 Ziegelsteine, die der Zar eigenhändig eingemauert haben soll. Der Park steigt hier in 3 Terrassen zum Laaksberge hinan. Im Blumengarten hinter dem Schlosse spielten damals Springbrunnen, die aus dem höhergelegenen Teiche gespeist wurden. Die Fontainen hat schon die Kaiserin Anna entfernt, indem sie sämtliche Leitungsröhren in ihr Lustschloß Peterhof überführen ließ, das noch heute wegen seiner Wasserkünste bewundert wird. Zu jener Zeit flossen die Wasser durch geradlinige, offene und breite Gräben im unteren Parke ab. Diese Gräben sind vor einigen Jahren zugeschüttet worden, und damit sind auch die steinernen geländerlosen Stege verschwunden, die sie überbrückten. Dr. Bertram erzählt in seinen „Petersliedern“, Peter der Große habe stets Eichen in seinen Taschen getragen und sie ausgesteckt, wo er nur immer den Boden dafür geeignet fand. Tatsächlich verdanken wir ihm die schönen alten Eichen, die den Park krönen, und auch die schnurgeraden Alleen mit den armleuchterartig gezogenen Bäumen deuten auf die ursprüngliche Anlage des Parkes hin. Spätere Zeiten mit ihrer Vorliebe für die geschwungenen Linien der englischen Landschaft haben ihm ebenfalls ihren Stempel aufgedrückt, und in den letzten Jahren ist im oberen Teil des Parkes eine breite Fahrstraße angelegt worden, die ihn in geschlossener Ellipse durchzieht.

Als Peter der Große mit seiner Gemahlin bei seinem Besuche 1721 das Schloß bewohnte und den Park zufolge Befehls seiner Beamten menschenleer fand, ordnete er sofort an, das Publikum zuzulassen, „da er diesen Lustplatz nicht für sich allein, sondern vielmehr für alle Menschen mit so großen Kosten angelegt habe“. So berichtet Pabst in seinen „Bunten Blättern“.

Später hat die Kaiserin Elisabeth mit dem Thronfolger, dem

nachmaligen Peter III. und dessen Gemahlin Katharina kurze Zeit das Schloß bewohnt. Hier wurde ein Bündnis mit Osterreich gegen Preußen unterzeichnet, das schließlich zum 7jährigen Kriege führte.

Als Kaiserin hat Katharina II. auch eine Woche lang im Schlosse gewohnt und dabei einer Reihe von Festlichkeiten beigewohnt.

Am Eingange des Parkes liegen zwei steinerne Häuschen, die gleichzeitig mit dem Schlosse entstanden sein werden. Sie haben Petersburger Günstlingen, oder doch einem derselben, dem Fürsten Menschikow gehört, der damals Generalgouverneur von Est- und Livland war. Der Bach, der an ihnen vorüberfließt, und ganz Katharinental durchquert, hieß in früheren Zeiten der Marienpähsche oder St. Martinsbach. Er entspringt auf dem Laaksberge, tut bei den letzten Landhäusern Katharinentals nach der Dörptschen Vorstadt hin einen Fall über den Grint, bildet die Westgrenze des Parks, verschwindet hinter den Gebäuden des Hotels „de France“ und fließt sodann die Sandstraße entlang zu Tal, bis er wieder in den Park tritt, den er von verschiedenen Privatbesitzungen scheidet; endlich kreuzt er die Narvsche Straße und ergießt sich an der Strandpromenade ins Meer. Er ist weder mit der sogenannten „Ketscha“, dem St. Johannisbache, der aus dem Obern See kommt, die Dörptsche und Narvsche Vorstadt durchschneidet und im Hafen mündet, noch mit dem namenlosen Bächlein zu verwechseln, das ebenfalls auf dem Laaksberge entspringend, sich am andern Ende von Katharinental in die „Wolfschlucht“ stürzt und vorbei am Kalkofen und dem früheren Burchardschen Höfchen ins Meer eilt. Letztgenanntes Grundstück, das Clementinental gegenüber an die Narvsche Straße stößt, wo diese den Berg erklimmt, wurde im 17. Jahrhundert dem Apotheker Burchard von Belawaty de Siccawa von der Stadt abgetreten, anstatt Zahlung für große Lieferungen von Konfekt, die der Rat nicht hatte bezahlen können. Waren die Apotheker damals doch auch gleichzeitig die Zuckerbäcker der Stadt, die zu ihren Gastereien vieler Süßigkeiten bedurfte. Später mit dem Wistinghausenschen Hofe zusammengezogen, hat sich dieses Höfchen über 200 Jahre im Besitze der Familie Burchard erhalten.

Der Badeort Katharinental ist erst im vorigen Jahrhundert entstanden, seitdem ein Hofrat von Witt den später an eine Aktiengesellschaft übergegangenen „Badefalon“ erbaute und daneben warme

und kalte Seebäder einrichtete. Bis dahin bewohnten kleine Leute, namentlich „Grünrussen“, welche Gemüse bauten, diese Gegend. Die Narwische Vorstadt ist verhältnismäßig spät erbaut worden; am Ende der Narwischen Straße befand sich ein Schlagbaum, die „Kogatka“, an dem ein Zoll für Gewarener erlegt werden mußte. Dort führte früher über angefehwemntes Land hinüber eine hölzerne Wasserleitung, ein Aquädukt, das Süßwasser des Obern Sees dem Hafen zu. Die Leitung hatte ein hölzernes, nach beiden Seiten abfallendes Dach, das manchen Jungen verlockte, die Strecke rittlings abzurutschen; doch wehe den Händen und Kleidern, wenn das Dach geteert war.

Im Badesalon spielte mehrmals in der Woche ein Streichorchester, das die feine Welt auf der Estrade mit dem Ausblick aufs Meer versammelte. Seine größte Bedeutung hat der „Salon“ wohl um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gehabt, wo sich auch der Adel dort einfand, der zum Johannismarkte von seinen Gütern zur Stadt kam. (Siehe Bertram „Balt. Skizzen“ und „Esthona 1828“). In den siebenziger Jahren erwuchs dem Salon ein Mitbewerber um die Gunst des Publikums in dem ebenfalls am Meeresstrande eröffneten Vergnügungsort „Bellevue“, wo 1877—1878 eine ganz vorzügliche Kapelle spielte. Diese Jahre bezeichneten einen ganz ungewöhnlichen Aufschwung im Badesalon Katharinental, das seitdem mehr und mehr abgelaunt ist. Bellevue ist in Privatbesitz übergegangen und wird im Sommer an Badegäste vermietet.

Musik gab es auch bei „Schweifert“, ehemals „Junge“, bei der Konditorei am obern Teich, wo das gepuhte Publikum unter den Klängen eines Streichorchesters immer dieselbe eine Allee auf und ab promenierte oder an weißgestrichenen Tischen beim Kaffee saß. Sonntag morgens um 8 begann bei „Schweifert“ das Frühkonzert mit einem Choral, und abends konnte man den frohen und getragenen Weisen besonders schön drunten im Blumengarten lauschen, zumal wenn Mondenstrahlen bis unter das dichte Laub der alten Kastanien huschten und die Klänge der Musik sich mit den Duftwellen von den Blumenbeeten mischten. Jetzt ist der Platz in den Händen des Marineklubs und auch der Blumengarten ist dem Publikum verschlossen, solange der Gouverneur Estlands oder sonst eine hochgestellte Persönlichkeit im Sommer das Schloß bewohnt.

Für minder anspruchsvolle Musikliebhaber spielte im untern Park bei der kleinen Konditorei von Koschewnikow eine Militärkapelle. Damals gab es noch keinen „Konzertgarten“ am untern Teich. In den letzten Jahrzehnten ist die breite Strandpromenade am Meere entstanden, die man so bequem mit der Pferdebahn erreichen kann. Hier steht jetzt das Ruffalkadenkmal, das der Bildhauer Adamsen angefertigt hat. Ein Engel, der das russische Kreuz hält, erhebt die Hand segnend über das Meer, den wackern Seeleuten die ewige Ruhe zu wünschen, die im Jahre 1893 mit dem Kriegsschiffe „Ruffalka“ in den Fluten versanken, man weiß nicht wo und wodurch. Die Seeallee, die am Schlosse vorbeiführt, läuft auf dieses Denkmal hinaus; früher bildete das blaue Meer einen wohlthuenden Abschluß dieser schönen Perspektive.

V.

Marienberg.

Neben dem Ruffalkamonument zweigt sich von der Narwischen die Seestraße ab, die nach Kosch führt und sich weiterhin auf dem Laaksberge, beim Duntenschen Krüge wieder mit der Narwischen oder Petersburger Straße vereinigt. Sie zieht zunächst dem Strande entlang, wo sich auf ihrer rechten Seite lauter neuerbaute Landhäuser erheben — um bei Marienberg die erste Stufe des Glintz zu ersteigen. Auf der Höhe hüten zur Rechten zwei flügelstreichende Adler den Eingang zum stattlichen Schlosse des Grafen Orlov-Dawydow, während zur Linken eine großartig angelegte italienische Treppe aus Klinkern zum Meer hinabführt und einen herrlichen Ausblick auf die Stadt und die ganze Bucht gewährt. In frühern Zeiten gab es hier eine Zuckerfabrik, die vor ungefähr 40—50 Jahren niederbrannte; ich erinnere mich, daß der Weg lange eine schöne rötliche Farbe zeigte, weil er mit den Überresten der zerschlagenen Zuckerformen aus gebranntem Ton gebrückt wurde. Noch früher hat hier das Höfchen Striet- oder Streitberg gelegen. Der Name ist wohl auf das Scharmügel zurückzuführen das an dieser Stelle Schwarzenhäupter und Edelleute im Jahre 1558 einer 4000 Mann starken russischen Streifschar lieferten, die sie vom Johannisstiechenhause in der Dörptschen Vorstadt bis an den Brigittenbach hin verfolgten. — Der steile Abhang unter-

halb Marienberg's wird mit Vorliebe von Geologen aufgesucht, weil hier eine der ältesten geologischen Schichten, das Cambrium, sowie das Silur zu Tage tritt.

Vom Marienberg an bis zur Villa Windeck hin ist im letzten Jahre ein Volksgarten zwischen der Straße und dem Bergabhang angelegt worden, von dem aus man dieselbe köstliche Aussicht auf Stadt und Meer genießt, wie vom Scheitel des Berges. Auf der andern Seite der Straße dehnen sich Heuschläge bis zur Oberstufe des Saaksberges aus, dessen schroffbeschnittene Kalksteinplatten wie stolze Altane den Hain zu ihren Füßen überragen; bei heller Tagesbeleuchtung werfen sie blaue Schatten und täuschen das Auge über die Einförmigkeit hinweg, welche der wagerecht verlaufenden Linie des Saaksberges anhaftet.

Vom Meere und der Mündung des Brigittenbaches an bis zur birkengeäumten Seestraße steigen lachende Heuschläge auf, die namentlich im Frühling das Auge entzücken, wo sie in ein Blütenmeer von leuchtender Farbenkraft verwandelt sind; hier liegt auf einem jähen Vorsprung unserer Steilküste, wie eine Warte auf hohem Kap, die vor ca. 40 Jahren vom Bürgermeister Weiße erbaute Villa Windeck mit ihrem Aussichtsturm, der einen herrlichen Rundblick auf die wechselvolle Landschaft gewährt; sie entzückt nicht nur im Farbenspiel des Tages, oder wenn die Sonne mit ihren roten Gluten im Meere versinkt, nein auch wenn die Schleier der Nacht sich mit ihrem Sternengeschmeide über Land und Meer breiten; dann strahlen die elektrischen Lampen des Hafens in funkelnder Doppelreihe aus dem dunkeln Wasser wieder und als ihre Fortsetzung glänzen die Lichter von Katharinental den Strand entlang; wie ein Kometenschweif fällt das fahle Licht der Leuchttürme darüberhin, und wie ein Gestirn mit rasch wechselnden Phasen, einem Auge gleich, das uns zublinzelt und sich wieder schließt — erscheint und verschwindet drüben das Blinkfeuer auf Margön. Wie rote Fünkchen in dunkler Asche glimmen einige gastliche Fenster am Ufer des Brigittenbaches auf und schwarz zeichnet sich darüber das Dreieck der Klostermauer gegen den helleren Horizont ab. Über die Bucht verstreut erglänzen die farbigen Signale der Kriegsschiffe, und diese lassen ihre elektrischen Scheinwerfer spielen, die wie Riesenfinger über den Himmel tasten, bald ein fernes Gebäude aus dem

Dunkel heraushebend, bald unsere nächste Umgebung mit milchweißem Licht übergießend. Bohren sich ihre Strahlen, wie ein plötzlich aufflammender Stern, in unser geblendetes Auge, oder gleiten sie wie violette, blaue und gelbe Fächer übers Wasser und Firmament, dann glauben wir wohl das Nordlicht eines nordischen Märchens anzustauen.

Bei Windedøe zweigt sich von der Seestraße ein Fahrweg ab, biegt mit steiler Senkung in die Uferebene ein und führt, vorbei am Strandreiterhause von Lillep mit ländlichem Parke, durch Sanddünen zum breiten Prahme, der an straffgespanntem Seile gleitend, Mann und Roß und Wagen über den Brigittenbach setzt. Weiter geht es zunächst durch tiefen Sand bis zum steinernen Kruggebäude, das den sonntäglichen Lustfahrern Stärkung aller Art verheißt, dann auf staubiger Landstraße bis zum schönen Gute Wiemø. Von den Fenstern und der Terrasse des Schlosses, das von einem großen, wohlgepflegten, an Versailles erinnernden Parke umgeben ist, hat man einen schönen Blick über die Bucht bis auf das ferne Reval. Der Glint, der hier zwar niedriger ist, aber wegen seiner reichen Flora von den Botanikern besonders geschätzt wird, — er schmückt sich mit Frauenschuh, Waldmeister und Seidelbast — trägt nicht weit vom Ufer der Halbinsel die Trümmer der kleinen Burg Lohde; wohl möchte sich die Sage an den verfallenen Turm klammern, von falschem Leuchtfeuer, von Strandrecht und Raubrittern berichten, doch sie findet keinen Anhalt. Wahrscheinlich hat sich ein früherer Besitzer des Gutes durch den merkwürdigen Gang, der durch einen riesigen Sandsteinblock hindurchführt, veranlaßt gefühlt, das Ganze mit einer künstlichen Ruine zu krönen.

VI.

Der Laaksberg.*)

Was wir Laaksberg nennen, ist das ebene, nur mit dünner Verwitterungsschicht bedeckte Kalksteinplateau Estlands, dessen Nordabhang, der „Glint“, meist schroff zum Meere abfällt und bei Ontika

*) So genannt nach dem estnischen „lagge“, welches „eben“, „flach“ bedeutet; — siehe Pabst „Bunte Bilder“. —

Dehio, Reval.

und Beuthoff seine höchste Erhebung von über 200 Fuß erreicht. Theils gibt er eine schmale Küstenebene frei, wie bei Katharinental, theils tritt er weit ins Land zurück und macht sandigen Dünen Platz, die das Meer erreichen. Der Laaksberg hat eine subalpine Flora, d. h. er trägt dieselben Blumen wie die niedrigeren Berge der Alpen, wenn auch in weniger kräftigen Exemplaren und nicht so leuchtenden Farben. Von jeher hat er das Material zu unsern Bauten geliefert, daher stoßen wir sehr häufig auf Steinbrüche, die wie Pockennarben sein glattes Angesicht zerreißen. Schon der Dichter Paul Flemming, der sich im 17. Jahrhundert vorübergehend hier aufhielt, besingt den Steinbruch zu Reval, dessen sprödes Material er mit dem unbeugsamen Sinne seiner Geliebten vergleicht:

„Du bist zwar harte wohl, doch kann dich Eisen zwingen;
So lange müh' ich mich, ihr ist nichts abzuringen.
Ihr festes Herze muß noch härter sein als Du.“

Steigen wir in solch eine Steinbruchvertiefung hinab, so erscheint uns ihre Wand wie der Schnitt von Riesenbüchern: die aufeinandergelagerten Kalksteinschichten mit den zahlreichen Versteinerungen, die sie enthalten, sind ja auch die Blätter der Natur, in denen die Geologen zu lesen verstehen, aus denen sie sich Kunde von den allerältesten Zeiten unseres Erdballes holen. Namentlich Estland ist reich an allem möglichen, in Stein aufbewahrten und zu Stein gewordenen vorjintflutlichen Getier. Die Petrefaktensammlung unseres Provinzialmuseums gilt für eine der vollständigsten der Welt. Da auch die breiten Platten unserer Bürgersteige aus diesem Kalkstein gebrochen sind, so treten wir häufig die steife Luftröhre eines Verwandten des Tintenfisches, oder die schneckenartig gerundete Muschel eines Ammonshornes mit Füßen. Neuerdings hat der Steinbruch über Marienberg eine ungeheure Ausdehnung angenommen und beeinträchtigt mit den Geröllhaufen, die er aufwirft, einen unserer schönsten Spaziergänge. Es lohnt sich, den Glint entlang zu wandern, schon von der Dörptschen Straße oder doch von Katharinental an, wo eine Treppe zum weißen Leuchtturm hinaufführt, bis nach Liffat hin, wo sich der Laaksberg mit sanfter Rundung ins Thal des Brigittenbaches hinabsenkt. Unbeschränkt schweift der Blick über die Fläche Estlands einerseits, über die des Meeres andererseits, und es ist, als

müßte die Weite des Horizonts den Bewohnern dieses Landstriches auch Herz und Sinn weiten zu einer großen Auffassung des Lebens und zu einer hochgemuten Vertretung seiner Aufgaben.

VII.

Kosch.

Im Nordwesten steigt die Stadt mit ihrem stolzen Dom und ihren schlanken Türmen empor, und zu unsern Füßen breitet sich der lachende Küstenstrich aus mit Gärten und Villen und grünen Wiesen. Wir können hinabsteigen, denn eine halbe Stunde hinter Marienberg ist ein Pfad fürs Militär angelegt, das im Sommer auf dem Saaksberge manövriert und ins Ziel schießt. Dieser Fußweg geht im Zickzack den Glinz hinab und erreicht die Seestraße, die nach Kosch führt; bald tritt diese in den Kiefernwald ein, der das anmutige Thal des Koschschen- oder Brigittenbaches und eine ganze Reihe von Landhäusern an dessen linkem Ufer umschließt. Die älteste dieser Besitzungen, das eigentliche Kosch, ist mit geräumigem Steinhause im Jahre 1808 von Joachim Koch erbaut worden, der einen schönen Park den Windungen des Flusses entlang auf dem steil ansteigenden Ufer angelegt hat. Der Zutritt zu diesem Park ist dem Publikum gegen Vorweis einer Eintrittskarte gestattet, die im Kontor Koch, Langstraße, deutsches Konsulat, unentgeltlich zu erhalten ist. Am Ende des Parkes erhebt sich inmitten der Koschschen Grabstätte ein steinernes Mausoleum mit den vom estnischen Bildhauer Weizenberg angefertigten Statuen der Kindesliebe, Mutterliebe, Unsterblichkeit, des Glaubens und des Thorswaldsenschens Christus.

Die Groß- und Urgroßkinder des Begründers von Kosch haben sich in nächster Nähe ihre eigenen Häuser erbaut; andere Leute sind ihrem Beispiel gefolgt und so reihen sich die Landsitze den Fluß entlang, bis sie mit dem wunderbar malerischen Karls Hof ihren Abschluß finden. Überall hat man über das goldbraune, strudelnde Wasser hinweg, in dem Lachs und Forelle zu Berge steigen, den lieblichen Anblick des andern Ufers, wo hoher Wald die Sandhügel krönt. Von Karls Hof aus überschaut man endlich das ganze Thal mit den zahl-

reichen Krümmungen des Flusses bis zu seiner Mündung, wo sich die stattliche Ruine des alten Brigittenklosters von der ruhigen Linie des Meeres abhebt.

VIII.

Der Obere See.*)

Der Vaaksberg trägt auf seinem Rücken den Oberen oder Zerkwällschen See, in alten Zeiten auch Königssee genannt, der das Stadtgebiet im Süden begrenzt und die Stadt mit Wasser versorgt. Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde von hier aus eine Wasserleitung angelegt, die durch die jetzige Bernausche Vorstadt ging, bei der Schmiedepforte in die Stadtgräben mündete und verschiedene Mühlen bei den Stadttoren trieb. Endlich floß das Wasser durch den noch jetzt bei der Kleinen Strandpforte befindlichen Kanal ins Meer. Zu schwedischer Zeit war diese Wasserleitung bereits unterirdisch; 1867 wurde wiederum eine Wasserleitung aus dem Oberen See angelegt, und 1881—1883 wurde ein neues Wasserwerk mit dem Wasserturm auf dem Antonisberge erbaut, durch welches auch die höhergelegenen Teile der Innenstadt, sowie der Dom mit Wasser versorgt werden.

Nach Norden entsendet der Obere See den Hospital- oder St. Johannisfluß, jetzt Ketscha genannt, der zunächst durch eine Reihe von Teichen geht, wo es von alters her Mühlenbetrieb gab, an Joachimstal und dem jetzigen russischen und katholischen Kirchhof, weiterhin am Johannishospital in der Dörptschen Vorstadt vorüberfließt und sich beim Hafen ins Meer ergießt.

Der westlich vom Oberen See entspringende Schwarzenbeefsche Bach mit seinem kleinen Zufluß, der Ziepe, kann als Rest eines bedeutenden Flusses angesehen werden, der zur Eiszeit durch den Oberen See strömte und sich in die Ziegelskoppelsche Bucht ergoß. Man muß Quellen am Grunde des Sees annehmen, da er nur geringe Zuflüsse hat, die von Süden aus dem Kurnalschen Morast kommen. Seine mittlere Tiefe beträgt 2 Meter, die tiefste Stelle $4\frac{1}{2}$ Meter, doch wechselt der Wasserstand. Im März und September nach den Winterfrösten und der sommerlichen Verdunstung auf dem großen

*) Siehe das neuerschienene Buch von H. v. Winkler.

Wasserspiegel ist er am niedrigsten. Durch die Schneeschmelze im Frühling und die Herbstniederschläge steigt er wiederum bis zum Juni und Dezember. Der Boden des Sees ist nur zu einem Viertel mit Sand, im übrigen mit Schlamm bedeckt, der im Westen besonders dick liegt und den Badenden gefährlich wird. Daher und namentlich weil der See schon viele Opfer gefordert hat, ist uns wohl der Ausspruch geläufig geworden: „der Obere See habe einen doppelten Boden.“

Im Nordosten, wo das felsige Ufer 3 Meter über die Wasserfläche ansteigt, trägt es erratische Blöcke und Versteinerungen, ist aber doch stellenweise so flach, daß es bei Hochwasser Überschwemmungen ausgesetzt ist. So sind einmal die Fluten bis zum Domkirchhof vorgedrungen, der 300 Meter entfernt ist.

Im Süden besteht das Ufer aus Torf, der mit Kiefernwald bewachsen ist, und als 2 Meter hohe braune Wand gegen den See abfällt. Hier und am Ostufer bei Moik frisst der See das Land allmählich weg, was man Abrasion nennt; dagegen macht er im Westen vorrückenden Sanddünen Platz. Er wandert also von Westen nach Osten. Durch diesen Flugsand, der tief unter den Wasserspiegel reicht und manchen Orts beträchtliche Einsenkungen bildet, droht Reval die Gefahr der Überschwemmung. Der See könnte hier durchbrechen und die Stadt überfluten, oder auch für immer ins Meer abfließen. Daher rührt wohl die Sage von einem grauen Männlein, das von Zeit zu Zeit an das Stadttor pocht, mit der Frage, ob die Stadt endlich fertig gebaut sei. Auf die verneinende Antwort zieht es sich wieder zurück. Viele die Antwort je bejahend aus, so wäre der Untergang Revals durch Überschwemmung besiegelt. —

Vorderhand droht uns allerdings die umgekehrte Gefahr, das Versiegen unseres Wassers. Jedermann weiß, wie braun und schmutzig dieses spärliche Wasser zu Zeiten aus den Röhren fließt. Das ist wohl zum Teil darauf zurückzuführen, daß der See erfüllt ist von wasserblühenden Algen. Unter diesen wird die *anabaena flos aquae* genannt. Sie ist in Folge ihres Chlorophyllgehaltes nicht gesundheits-schädlich und da sie direkt vom Licht abhängig ist, kann sie sich in den Leitungsröhren nicht vermehren.

IX.

St. Brigitten.

Der Klosterbau wurde in den Jahren 1407—1436 von den drei reichen Revaler Kaufherren Heinrich Schwalberg, Heinrich Huxer und Gerlach Kruse aufgeführt, die mit zehn anderen Personen ihr Vermögen daransetzten, um später selbst ins Kloster treten zu können. Der eigentliche Erbauer war der Architekt Heinrich Schwalberg. Gerlach Kruse wurde erster Confessor, d. h. Beichtiger. Was wir jetzt von dem stolzen Bau noch sehen, sind die vier Mauern der Klosterkirche, von denen die nach Westen gelegene Kurzseite mit dem gotischen Eingangstor noch ihr hohes dreieckiges Giebfeld bewahrt hat, und schwindelfreie Jungen machen einen Sport daraus, den gewaltig hohen Giebel zu erklettern. An der gegenüberliegenden Seite, wo eine Sakristei angebaut war, haben sich in den hohen Fenstern Reste des gotischen Maßwerks erhalten, das aus einer einzigen Kalksteinplatte gehauen war. Das Innere der Kirche schied sich in 3 Schiffe oder Hallen, deren Gewölbe von 7 Pfeilerpaaren getragen wurden. An die Nord- und Südseite lehnen sich von außen mächtige Strebe- Pfeiler, die von den Kreuzgängen durchbrochen wurden. Durch einen Lettner war die Kirche in zwei Hälften geteilt, von denen die vordere den Laien offen stand, während die hintere für die Klosterinsassen reserviert war. Hier erhob sich an der Nordseite eine Empore für die Nonnen, welche durch 3 unter den Fenstern befindliche breite Türen von dem Kreuzgange aus eintraten. Eine vierte Tür führte vom Kreuzgange in eine Loge für die Äbtissin, die von hier aus dem an Festtagen in der Laienkirche versammelten Volke den Segen erteilte. An der Südostecke erhob sich ein Treppentürmchen, das einst auf den Kirchenboden führte; der untere Absatz der Wendeltreppe hat sich erhalten und läßt uns auf vorspringendes Mauerwerk treten, um einen Blick in das liebliche Mariental zu werfen. Das alte Klostersiegel trägt die Inschrift: „Die Klöster in Mariental der heiligen Jungfrau Maria und Brigitta“. Da das Kloster auch der Jungfrau Maria geheiligt war, so hatte die Gegend am Ausfluß des Koschischen Baches, die etwa 4 Werst von der Stadt Reval entfernt ist, den Namen Mariental angenommen.

Wie alle der schwedischen heiligen Brigitta geweihten Anstalten war auch unser Kloster ein Doppelloster, in dem Mönche und Nonnen, durch eine Mauer getrennt, lebten. Die oberste Leitung lag in den Händen einer Äbtissin, den Mönchen stand ein Beichtiger vor. Die Wohnung oder Klausur der Mönche schloß sich der Südwand der Kirche in ihrem östlichen Teile an und war von derselben durch einen Kreuzgang geschieden. Die Klausur der Nonnen lag nördlich von der Kirche am Ende eines Hofes, der von allen Seiten mit Klostergebäuden und im Süden und Osten auch von einem Kreuzgang eingefaßt war. Das erste der heiligen Brigitta gestiftete Kloster befand sich zu Wadstena in Schweden; es wurde das Mutterkloster unseres Brigittenklosters, denn es sandte gleich anfangs zwei Brüder herüber, um unsere Mönche und Nonnen in den Klosterregeln zu unterweisen. Vor dem Eintritt ins Kloster mußte jede Novize ein Probejahr bestehen. War sie dann noch gesonnen, den Schleier zu nehmen, so erfolgte ihre Aufnahme durch den Bischof, der die heilige Messe zelebrierte. Der einzukleidenden Jungfrau wurde in der Kirche eine rote Fahne vorangetragen, die ein Kreuzifix und auf der andern Seite ein Marienbild zeigte. Der Bischof steckte der angehenden Nonne einen Ring an den Finger, bekleidete sie mit der grauen Ordenstracht und dem Schleier und setzte ihr eine Krone aufs Haupt. Nachdem er ihr das Abendmahl gereicht hatte, trugen vier Nonnen sie auf einer Bahre aus der Kirche in die Klosterwohnung, wo sie der Äbtissin übergeben wurde. Ähnlich gestaltete sich die Aufnahme der Mönche, denen der Bischof die Hand auflegte und die er mit dem Zeichen des Kreuzes einsegnete. Den größten Teil der Zeit, auch während der Mahlzeiten, mußte im Kloster Schweigen beobachtet werden. An den Tod mahnten ein allzeit offenes Grab und ein Sarg, der neben dem Eingang zur Kirche stand. Diese hatte, wie die meisten katholischen Kirchen, mehrere Altäre; hier waren es dreizehn, die alle mit Kelchen versehen waren. Näheres über das Klosterleben finden wir im Buche von Gotthard v. Hansen: Die Kirchen und Klöster Revals. Zum Brigittenkloster gehörten weite Ackerflächen und Heuschläge auf dem linken Ufer des Koschischen Baches, ferner die Halbinsel Wiems und die Insel Wulf. Aber es wurde auch weiterhin mit Gütern, Hoflagen und Mühlen beschenkt, die einen ansehnlichen Besitz ausmachten, „da-

mit die frommen Schwestern und Brüder dem allmächtigen Gott desto ruhiger und bequemer dienen möchten“.

Obgleich in Reval gleich nach dem Jahre 1524 die Reformation ihren Einzug hielt, dauerte der katholische Gottesdienst in den Nonnenklöstern noch fort und die Bauern brachten ihre Wachslichte, oder aus Wachs geformten Pferde, Ochsen, Kälber und Schafe auf den Altar, um Gedeihen des Viehs zu erlangen. Vor den Thoren des Klosters aber frönten sie weltlicher Lust, wie es der Chronist Ruffow, der um jene Zeit lutherischer Prediger in Reval war, in schwarzen Farben schildert. Er erwähnt die Johannisfeuer, „die als eitel Freudenfeuer in allen Städten, Flecken, Höfen und Dörfern durch das ganze Land gebrannt haben, dabei man auch mit allen Freuden getanzt, gesungen und gesprungen und die großen Sackpfeifen nicht gespart hat, welche in allen Dörfern sehr gemein gewesen sind. Zudem ist beim St. Brigittenkloster ein großer Greuel von wegen des Wlaffes gewesen, da sich Deutsche und Undeutsche in großen Haufen hinverfügt haben. Dann sind da auch viele Lasten Biers aus der Stadt Reval und aus allen umliegenden Krügen und Dörfern hingeführt worden, wobei es an ein Schwelgen und Sausen und Tanzen nach dem Schnarren der Sackpfeifen gegangen ist“ . . . das leider nicht selten in Mord und Totschlag ausartete.

Als im Januar 1575 russische Streifscharen vor Reval erschienen und die „ledernen Glocken“, die Kriegstrommeln ertönten, wurden auch die Klosterwohnungen in St. Brigitten nicht verschont; man erschlug einen Teil der Jungfrauen und führte die anderen in die Gefangenschaft ab. Auch die Bauern, die mit Weib und Kind hinter die Ringmauer des Klosters geflüchtet waren, wurden niedergemacht. Vollständig zerstört wurde das Kloster bei der zweiten Belagerung Revals durch die Russen im Februar 1577; da schleppten diese das Sparwerk des Daches zu Bau- und Brennholz in ihr Lager und machten aus den dicksten Steinen Trümmer zur Beschießung der Stadt.

Hundert Jahre später bestand beim Rittergute Wiems eine Kapelle, zu welcher der Gottesacker vor dem Brigittenkloster gehörte. Als diese Kapelle, welche der ältern estnischen Karlsgemeinde und später der Heiligengeistliche zugezählt wurde, wegen Baufälligkeit aufgegeben werden mußte, verblieb der Friedhof den umliegenden Strand-



RIGAER TAGEBLATT.

Phot. Aufnahme von W. L. Sokołowski.

Reval. Ruine des St. Brigittenslosters.

dörfern. Alljährlich findet dort ein sogenanntes Kirchhoffest statt, bei dem ein städtischer Pastor die Predigt hält. Das steinerne Glockentürmchen über dem Eingangstor ist 1848 erbaut worden. Der tiefe Keller im Klosterhofe ist Anlaß zur Sage von einem unterseeischen Gange geworden, der unter der Revalschen Bucht hindurchgehen und im alten Dominikanerkloster in der Rußstraße münden soll. In der Zeitschrift „Esthona“, die 1828 in Reval erschienen ist, erzählt Alexander von Sternberg etwa Folgendes:

Als 1406 Ladislaus V. von Litauen Reval blockierte (welches Ereignis ebenfalls nur der Sage angehört), da träumte einem reichen Bürger, Jungingen mit Namen, die heilige Brigitta verheiße der Stadt Errettung von den Heiden, wenn sie ihr ein Kloster bauen wollte. Die Jungfrauen des Süsternklosters sollten ausziehen ans Meeresgestade, so weit, bis sie eine weiße Rehfuh mit drei weißen Zickeln am Euter fänden; dort solle das Kloster entstehen. (Dies erinnert an die Sage von der Gründung des Michaelisklosters durch König Erich Plogpennig 1249, der dasselbe einem Traume zufolge dort errichtete, wo im Sommer einen Bogenschuß weit Schnee zu finden war; am Nordabhang des Laaksberges, wo die Sonne ihn nicht früh schmelzen kann, liegt der Schnee manchmal so lange.) Unterwegs aber wurden die Klosterfrauen von den Litauern überfallen und nur durch die Großmut von Ladislaus' Sohn Udo errettet, der sich sterblich in eine der Novizen, Mechtild von Jungingen, verliebt hatte. Die Litauer zogen ab und das Kloster wurde gebaut; Mechtild trat als erste Nonne ein. Udo aber kehrte mit einigen Genossen zurück, um Mechtild zu entführen; er wurde aber entdeckt und mit seinen Gefährten in einen Turm zwischen Lehm- und Strandpforte gesperrt. Von dort aus konnte er das Brigittenkloster sehen, was seine Sehnsucht nur verstärkte. Da gab ihm der Anblick einer Maus, die aus dem Boden seines Gefängnisses hervorkroch, den kühnen Gedanken ein, einen Gang bis zu seiner Geliebten zu graben. Gedacht — getan. Mit Hilfe seiner Gefährten vollbrachte er das Werk, und es gelang ihm, Mechtild an der Klosterpforte zu sprechen, als sie Almosen austeilte. Doch sie versagte sich ihm und er mußte wieder unverrichteter Dinge abziehen. Nun unternahm er einen Kriegszug gegen Reval; er wurde aber geschlagen und blieb für tot auf dem Schlachtfelde

liegen. Dort lasen ihn vorüberziehende Rigische Kaufleute auf und brachten ihn in die Pfllege der Schwarzmönche zu Reval. Mechtild aber faßte den Entschluß, ihn zu bekehren. Durch den unterirdischen Gang, den Udo selbst gegraben, fand sie jede Nacht den Weg an sein Krankenlager. Man ließ sie gewähren, denn man hielt sie für einen Engel. Der genesene und zum Christentum übergetretene Udo wurde Mönch, später sogar Prior des Klosters unter dem Namen Donatus, der Gottgegebene. Als die beiden gestorben waren, wurden sie in der Pfarrkirche zu St. Nikolai beerdigt.

Eine andere Fassung hat der baltische Dichter August von Kokebue der Sage vom unterirdischen Gange gegeben in dem Buche: „Die jüngsten Kinder meiner Laune“. Im Jahre 1460 ritt Meister Johann von Mengden, genannt Osthof, nach Brigitten, das im Volksmunde Mariental hieß. Er stieg mit einer geweihten Kerze in den Gang hinab, aus dem nachts köstlicher Gesang ertönen sollte, fiel aber betäubt nieder und mußte umkehren. Nicht besser gelang ein zweiter Versuch, den er mit Sylvester Stobwasser, dem Erzbischof von Riga, Johann Greves, dem Abt von Padis, und Heinrich Uexküll, dem Bischof von Reval unternahm, demselben, der 1436 das Kloster eingeweiht hatte.

Damals verliebten sich Gertrud von Scharenberg und Woldemar Uexküll in einander auf einem Bankett, das am Thomasabende im Großen Saal der Gilde stattfand. Doch Gertruds Onkel und Vormund, Gerhard von Wellingrade, Kommandant von Reval, und Woldemars Vater, Georg von Uexküll, waren seit Jahren verfeindet, weil Uexküll behauptete, eine bessere Meute als Wellingrade zu besitzen. Gertrud wohnte bei ihrem Onkel auf dem Dome, in einem Hause, das auf den Bergabhang hinausging. Damals war der Glint noch nicht so stark abgebröckelt wie jetzt und vor dem Hause fand ein schmales Gärtchen Platz; nachts erstieg Woldemar den Garten, um mit Gertrud zu plaudern, die an ihrem 15 Fuß höher gelegenen Fenster erschien. Doch der große Rude ihres Oheims, Tollpatsch, witterte den Fremden und schlug Lärm, so daß sich Woldemar eilends entfernen mußte. In der folgenden Nacht hätte ihn Tollpatsch wohl gar zerrissen, wenn ihm nicht seines Vaters Hund, Hollerboll, nachgeklettert wäre, der dem Tollpatsch überlegen war und ihn totbiß.

Über dem Lärm erwachte Wellingrade, der von einer Verlobung der jungen Leute nichts wissen wollte. Vielmehr spernte er Gertrud ins Brigittenkloster, dessen Abtissin damals Elisabeth von Luggenhufen war, und Woldemar in seiner Verzweiflung zog unter den Fahnen Nowgorods gegen den Moskowiter zu Felde. Allein er fand hier nicht den gesuchten Tod, und als er nach einem Jahre heimkehrte, war es gerade der Vorabend von Gertruds Einkleidung zur Nonne. Nun beschließt Woldemar, Gertrud noch in derselben Nacht zu befreien; allein sein Vater, der ebenfalls von einer Verbindung beider Familien nichts wissen will, sperrt ihn in den Keller seines Hauses, das im Münkenhof gelegen ist. Nicht weniger bekümmert lehnt unterdessen Gertrud am Fenster ihrer Zelle und starrt in die dunkle Nacht hinaus. Da erblickt sie plötzlich einen hellen Schein am Ende des Ganges, dessen Entstehungsgeschichte ihre Gedanken immer so lebhaft beschäftigt hat; gleicht doch ihr eigenes Geschick dem der Hedwig von Jungingen. (Hedwig hatte den Schleier genommen, weil sie ihren Geliebten, Kurt von Schlippenbach, in der Schlacht bei Sem-pach gefallen wähnte. Allein Kurt war am Leben, und als er zurückkehrte, grub er mit Hilfe seines getreuen Stallknechts vier Jahre lang den Gang, wo er sich dann allnächtlich mit seiner Hedwig traf. Bei ihrem Tode wurde Hedwig dazu verdammt, als ruheloser Geist solange in dem Gange umherzuirren, bis eine reine Jungfrau sie erlösen würde.) — Wie Gertrud nun das Licht im Gange gewahrt, entwendet sie der schlafenden Pförtnerin die Schlüssel und eilt hinaus. Von süßem Gesange angelockt, betritt sie den Gang; hier begegnet ihr im Gewande der Brigittennonnen Hedwig von Jungingen. Voller Freude, daß die Stunde ihrer Erlösung geschlagen habe, verleiht Hedwig unserer Gertrud die Gabe, Kranke zu heilen, solange sie unvermählt bleibe, und geleitet sie ans andere Ende des Ganges, der wunderbarerweise gerade in den Keller mündet, wo Woldemar in ohnmächtigen Grimme schmachtet. Die Türen des Kerkers springen auf und beide eilen auf den Dom, wie ihnen Hedwig befohlen. Kraft der ihr verliehenen Gabe heilt Gertrud den Meister Johann von Mengden von seiner Gicht und aus Dankbarkeit beschließt dieser die endliche Vereinigung des jungen Paares. Er läßt den Vater und den Oheim zu sich ein und bringt eine Versöhnung zustande, indem er Georg

von Uerfüll dazu bewegt, zu erklären, „da man von den Toten nur Gutes reden solle, wolle er zugeben, daß Tollpatsch fast stärker als Hollarboll gewesen sei“. Auf der Hochzeit tanzt Johann von Mengden mit der Braut den Hochzeitsreigen und die Nonnen von Brigitten stiften ihr einen goldenen Gürtel, der sich bei der Teilung ihrer Güter im Jahre 1570 auf den ältesten ihrer Urenkel vererbt; dieser Zweig der Familie nennt sich seitdem Uerfüll-Güldenband. —

X.

Ziegelskoppel.

Machen wir unsere Ausflüge von der Stadt nach Westen und halten wir uns dabei am Strande, so ist unser nächstes Ziel die Halbinsel Ziegelskoppel, die nach Nordwesten vorspringt und durch die Habersche Bucht im Südwesten bespült wird. Ihren Namen verdankt sie dem Umstand, daß sie von jeher Stadtweide oder Koppel war und daß sich beim Gutshofe seit uralter Zeit eine Ziegelei befand. Die Pächter der Ländereien mußten zum Schutze des Viehs, der „Bester“, wie es damals hieß, gegen Wölfe einen Staketenzaun errichten und durften unbefugte Reiter auf ihrem Grund und Boden zur Strafe und als abschreckendes Beispiel aufs „hölzerne Pferd“ setzen. In Ziegelskoppel gab es in alter Zeit „herrlichen Wald“, mit vielen Eichen darin, der zwar 1570, als die Russen bei einer Belagerung Revals auch hier ihr Lager aufschlugen, stark gelitten hatte, aber doch noch so schön war, daß ihn im folgenden Jahrhundert Paul Flemming als einen „Luftplatz der Natur“ besang. Dieser Dichter rühmte auch den schönen Blick von hier auf die Stadt mit „ihren goldenen Spitzen“. Auch heute freuen wir uns noch an der grünen Wildnis und namentlich an einzelnen Prachtexemplaren von Bäumen, wenn auch der schönste Repräsentant derselben, eine Jahrhunderte alte Eiche, deren Stamm nur von mehreren Männern umspannt werden konnte, leider einem Feuer zum Opfer gefallen ist, das pietätlose Hände in ihrem hohlen Innern entfacht hatten. Im tiefsten Waldesdickicht liegt ein mächtiger erraticher Block, von der Größe, daß wohl 70 Mann auf seiner Fläche Platz finden. Nur des Weges Kundige finden auf verwachsenen Pfaden den Zutritt zu diesem Zeugen der Urwelt.

Die Allee, die jetzt so eifrig von Fußgängern und Radfahrern benutzt wird, ist im Jahre 1831 vom Revaler Bürger Seywang angepflanzt worden, der sich dadurch ein hohes Verdienst um seine Landsleute und noch mehr um deren Nachkommen erworben hat. Zum Dank dafür wurde seine Leiche bei der Beerdigung die ganze Allee entlang getragen.

Am Südufer der Halbinsel befand sich seit undenklichen Zeiten eine Fischeransiedelung. Die Friedhöfe unweit derselben, die der Olai- und Nikolaigemeinde gehören, sind erst 1774 angelegt worden, als es verboten wurde, die Toten in und bei den städtischen Kirchen zu beerdigen. Zur Einweihung des Kirchhofs hatten sich außer den Pastoren die Spitzen der Bürgerschaft, als da sind: Bürgermeister, Ratsherren und Ratsverwandte, Alterleute, Altäste und Wortführer im Hause der Frau Altistin Schroweder, geb. Duborg in Ziegelskoppel versammelt; von dort schritten sie paarweise in Prozession dem Gottesacker zu, wo die Einweihungsrede gehalten und unter Begleitung von Pauken und Zinken Choräle gesungen wurden. Der ursprüngliche Teil des Kirchhofs ist von steinernen Kapellen umschlossen, doch haben die Gräber schon lange die Grenze dieser Totenstadt überschritten; zwischen neuen Kreuzen und blankpolierten Marmorplatten lugt manch verwitterter Stein aus dem Grün hervor, auf dem die Inschrift nicht mehr zu entziffern ist, und manch bemooste Urne umschließt die Erinnerung an Namen, die längst verweht sind.

Unter den Schläfern, von denen noch Kunde zu uns dringt, wie der Wind die verlorenen Klänge eines alten Liedes herüberträgt, seien die Sängerin Mara und die Dichterin Tief-Bernhardi genannt.

Gertrud Elisabeth Schmeling*), geboren 1749, war die Tochter eines armen, aber tüchtigen Musiklehrers in Kassel und trat bereits im Alter von zehn Jahren in London als Violinspielerin auf. Dort widmete sie sich unter der Leitung des berühmten Paradisi dem Gesange, den sie auch später in Leipzig bei Hiller pflegte. Sie trat hier in dessen „Großem Konzert“ im Gewandhaus auf. 1771 wurde sie von Friedrich dem Großen persönlich für seine Berliner Oper engagiert, deren Stern sie wurde; obgleich ihr Anfangsgehalt von 3000

*) Siehe ihre Selbstbiographie, herausgegeben von D. von Riesemann, in der „Allgem. Musikal. Zeitung“ von Chrysander, 1875. Nr. 29—37.

Talern sich auf 8000 gesteigert hatte, entfloß sie nach zehn Jahren aus Berlin, da sie trotz aller Abmahnungen des Königs den schönen, aber leichtsinnigen Cellisten Mara geheiratet hatte. Nachdem sie in Wien, Paris und London Triumphe gefeiert hatte, kam sie auch nach Petersburg und Moskau. Hier kaufte sie sich nach dem Tode ihres Mannes ein Haus, das bei dem großen Brande von 1812 zerstört wurde. Hierauf zog sie nach Reval, wo sie ihren Lebensabend verbrachte und hochbetagt starb im Januar 1833. Zu ihrem 82. Geburtstag erhielt sie von dem ebenso alten Goethe, der sie 69 Jahre zuvor in Leipzig bewundert hatte, folgende Verse:

„Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Brust erweiternd;
Sang auch ich auf Weg und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.
Nah dem Ziele denk' ich heut
Jener Zeit, der süßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Singend Dich zu grüßen.“

Eugen Wolff erblickt in der Mara das Urbild zu Goethes Mignon. Ihre Jugendgeschichte weist große Ähnlichkeit mit Mignons Schicksal auf. Auch sie hat eine tiefe, krankhafte Sehnsucht nach Italien; Gesang und Zitherspiel sind ihre Ausdrucksmittel. Als Kind hat sie die englische Krankheit gehabt, und so macht noch der Körper der Erwachsenen einen kindlichen Eindruck; auch in ihrem Aeußeren, „das nicht Grazie, aber Gefälligkeit atmet“, ist sie Mignon ähnlich. Von ihrem Vater als Wunderkind herumgeschleppt und ausgesogen, verehrt sie den Musiker Hiller wie einen zweiten Vater. Eine geheimnisvoll tragische Stimmung umgibt sie, wie Goethe sie auch um Mignons Gestalt gewoben hat.

Sophie Anna Tieck, die Schwester des Dichters Ludwig und des Bildhauers Christian Tieck, war in Berlin 1775 geboren. Aus ihrer ersten Ehe mit dem Professor Bernhardi blieb ein Sohn Theodor bei ihr, auch als sie sich nach ihrer Scheidung in Italien mit einem Herrn von Anorning verheiratete. Dieser war in Estland besitzlich, und so siedelte die Familie während der Kriegswirren von 1812 hier-

her über. Der junge Theodor, nachmals als Militärschriftsteller bekannt, gibt uns in seinen „Jugenderinnerungen“ ein anschauliches, aber durchaus nicht rosig gefärbtes Bild des damaligen Stillebens in Estland, ein Bild, das sich aber genau mit den Schilderungen Dr. Vertrams aus jener Zeit deckt. Unwillkürlich bespricht er dabei auch Charakterzüge seiner Mutter, die uns mit den überspannten Ansichten und den schiefen Urteilen der Romantiker entgegentritt. Unter den Dichtungen, die uns ihren Namen überliefert haben, seien erwähnt der Roman „Julius St. Albain“, „Wunderbilder und Träume“ und das romantische Epos „Flora und Blanchefleur“. Sie starb in Reval 1833. Theodor von Bernhardi heiratete später die Tochter des Weltumseglers Krusenstern, dessen liebenswürdiger und charaktervoller Persönlichkeit er in seinen „Jugenderinnerungen“ ein ehrendes Denkmal setzt. Krusenstern starb auf seinem Gute Nß in Estland am Hochzeitstage seiner Tochter.

Auf der Dalseite des Friedhofes ragt ein hoher Stein auf, der einen Luftballon und Fallschirm zeigt, an dem ein Mann schwebt. Gerade in dieser Stellung habe ich vom Fenster aus den Luftschiffer Verour gesehen, dessen Silhouette sich vom Himmel abhob. Er unternahm vor ein paar Jahrzehnten in Reval einen Aufstieg, löste sich mit seinem Fallschirm vom Ballon und stürzte ins Meer. Er wurde als Leiche herausgezogen und in Ziegelskoppel bestattet.

Auf der äußersten Spitze der Halbinsel liegt ein Strandreiterhaus, und Sommervillen sind an der Westküste entstanden. Hier stand vor drei Menschenaltern ein idyllisches Häuschen, ein Künstlerheim. Der alte Herr Carl Buddäus und seine Frau, geborene Hartmuth, lebten hier ihrer Kunst. Sie dichtete und musizierte, er malte. Von seiner Hand stammt die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstandene Sammlung wertvoller Zeichnungen und Aquarelle her, die unsere Vaterstadt um jene Zeit darstellen. Die Sammlung befindet sich jetzt im estländischen Provinzialmuseum und einzelne dieser Blätter sind als historische Belege im Buche von Nottbeck und Neumann reproduziert worden. Buddäus war seines Zeichens Pastor an der schwedischen Kirche Revals und machte später Reisen in Deutschland, größtenteils zu Fuß.

XI.

Seewald, Schwarzenbeek.

Zwischen der Haberschen Bucht und der Hapsalschen Heerstraße ist im letzten Jahrzehnt auf dem Grund und Boden des alten Winklerschen*) Höfchens die Landesirrenanstalt Seewald errichtet worden. Wie sehr diese Gründung einem Bedürfnis der Zeit entspricht, beweist der Umstand, daß die weiten Räume bereits zu klein und Neubauten in Angriff genommen worden sind, um die doppelte Anzahl von Kranken unterbringen zu können. Seinen Namen verdankt der Ort dem Walde, der sich bis an die See hinzieht.

Verfolgen wir die alte Hapsalsche Heerstraße weiter ins Land hinaus, so erreichen wir die früher Happsels-Hof genannte Besitzung Schwarzenbeek, die sich im Laufe der Jahre zu einer ausgebreiteten Villenkolonie entfaltet hat. Der Name ist auf die dunkle Färbung des Baches zurückzuführen, der sich hier ins Meer ergießt, nachdem er als rechten Zufluß die „Ziepe“ aus den „Christinentälern“ aufgenommen hat. Wiederum etwas weiter nach Westen folgt das Stadtgut Habers mit dem Mühlberg, der durch seine Flora die Pflanzenjammler anlockt. Am Westrande der Haberschen Bucht schimmert der weiße Aussichtsturm von „Liberty“ aus dem Grün der bewaldeten Stranddüne hervor. An den langgestreckten Park dieser Besitzung und des Höfchens „Daheim“ schließt sich das schöne „Rocca al mare“, dessen Anlagen mit dem „Beerenkap“ abschließen, einem Aussichtspunkt am hohen Meeresufer, an dessen Fuß der „Salas y Gomez“ aus den Fluten ragt — ein riesiger erraticher Block. Außerst stimmungsvoll wirkt im Park von Rocca al mare die „Via Appia“, eine Allee, die zwischen Wald und Heide hinführt, und die ihren Namen nach der römischen Totenstraße erhalten hat, weil zu beiden Seiten alte Grabsteine aus dem Dominikanerkloster in Reval aufgerichtet stehen. Im Jahre 1882 rettete der Bürgermeister Arthur Baron Girard de Soucanton diese Steine aus dem Schutt hierher, um sie

*) Der ursprünglich durchaus konservative Sinn unseres Estenvolkes zeigt sich so recht in der Beibehaltung alter Ortsnamen nach frühern Besitzern, wo wir Deutschen oft kaum den Zusammenhang noch ahnen. So Winklerimoiis für Seewald, Noosnamois für Blankental und viele andere.

der Nachwelt zu bewahren. Die ältesten reichen bis ins 14. Jahrhundert zurück, in eine Zeit, wo Familiennamen noch nicht allgemein üblich waren. Diese Namen kamen hauptsächlich im 15. Jahrhundert auf und entstanden vielfach aus Spitznamen oder aus den Bezeichnungen der Gewerbe der betreffenden Persönlichkeiten. So ist hier der Inhaber des ältesten Steines, der wahrscheinlich Mitglied des Rates war, nur „Herr Adolf“ genannt. Außer den Inschriften zeigen die Steine Wappen und Hausmarken, ja auf dem Stein der Kunigunde Schotelmund († 1381, einer Ratsfam. angehörig) können wir auch die Tracht jener Zeit erkennen. In dieser Allee, deren Ein- und Ausgang mit steinernen Toren versehen ist, finden wir auch das alte schwedische Reichswappen, das zur Schwedenzeit am Schlosse auf dem Dom geprangt hat; es zeigt zwei behaarte Männer, die den in 4 Felder getheilten Wappenschild mit Löwen und Kronen halten.

XII.

Hark, Hohenhaupt, Nömme.

Dort wo die Gapsalsche Heerstraße den allmählich sich wieder dem Meeresufer nähernden Glinnt erklettert, liegt am Fuße des Berges der Harkische See. Auf dem Gute Hark wurde 1710 die Kapitulation unterschrieben, durch welche Reval sich Rußland unterwarf. Alljährlich am Michaelistage, am 29. September, begeht noch heute die Stadt diesen Gedenktag. Landeinwärts zu Hark erheben sich die „Blauen Berge“, bewaldete Ausläufer jener Sanddünen, welche die Westumwallung des Obern Sees bilden. Von der höchsten dieser Erhebungen, dem „Hohen Haupte“ hat man einen weiten Rundblick über Sandflächen, die einst Meeresboden gewesen sind, einerseits über das hübsche Dorf Kaddak und den Harkischen See hinweg bis ans ferne Meer, andererseits bis an den Obern See. Am Horizonte steigt die Stadt stolz in die Höhe und sendet an windstillen Tagen ihre Glocken- grüße herüber. In unserm Rücken wogen die Wipfel balsamischer Fiefernwälder, in deren Schoße der Lustkurort Nömme entstanden ist. Da er bequem und billig in einer Viertelstunde Eisenbahnfahrt von der Stadt aus zu erreichen ist, so ist er sehr in Aufnahme gekommen

und die hölzernen Landhäuser wachsen mit den Pilzen um die Wette aus dem Waldeboden. Zu Füßen des „Hohen Hauptes“ mischt sich das verschiedenfarbigste Laub mit den Nadelhölzern; hier ziehen sich die so malerischen „Schluchten“ in die einst sumpfige Niederung hinab, die neuerdings entwässert und in Kulturland verwandelt wird, und die Pracht der Orchideen und der wilden Calla, die zum Entzücken aller Botaniker hier auf dem feuchten, schwarzen Humus gedeihen, verschwindet mehr und mehr. Doch hat die Romantik hier im Dickicht, an Quellen und Teichen sich noch manchen Schlupfwinkel bewahrt, und hält geheime Zwiesprache mit dem steinernen Waldgeist droben auf der Düne, beim Schlosse Hohenhaupt. Weistweit leuchtet die weiße Fassade dieses an und in den Abhang gebetteten Steinbaues in die Landschaft hinaus, bis an die Straße, die uns nun nach Tischer führen soll.

XIII.

Tischer-Strandhof.

Etwa wo die Halbinsel Kalkomäggi ins Meer vorspringt, die Habersche von der Strandhoffschen Bucht scheidend, überschreitet die Tischerische Straße das anmutige Tal des Fischmeisterischen Flüsschens und bald erreichen wir unter schattigen Birken und Linden die Gehöfte des Fischerdorfes Tischer.

Schon unsere Voreltern nahmen hier gern ihren Sommeraufenthalt, trotz der dicken Nebel, die abends auf den Wiesen liegen, eine zweite Meeresbucht vortäuschend. Für bescheidene Ansprüche zum Sommer hergerichtete Häuschen schauen aus dem Grün des Fischerdorfes, und der Hauch der Wiesen mischt sich mit dem herben Meeresatem zu einer köstlichen Wohltat für des Menschen Leib und Seele. Das stattlichste der Perres (estnisch — Gehöft) hat auf hohem Fundamente in geräumigen Stuben Platz für viele frohe Menschenkinder. Im vergangenen Sommer beherbergte es das Ferienhaus des Deutschen Vereins. Aber auch in anderm Gewande ist hier die Freude zur Sommerzeit eingekehrt. Das ist, wenn hier um Johanni der „Tischerische“ Sommer unserer Estonia gefeiert wird. Wenn in langem Wagenzuge die Söhne unserer alma mater mit ihren Gästen herabrausen, ihnen voran die drei Reiter, in weißem Wachs, den Schläger

in der Hand und über der Brust die Farbenscharpe, in deren Mitte sich die grün-violett-weiße Fahne bauscht — die Farben der Heimat — dann fliegen ihnen Blumen zu von allen Händen, die nur pflücken konnten, dann werden die Farbenmützen jubelnd geschwenkt, die nicht nur schwarze und blonde, nein auch silberweiße Häupter decken; denn der Kommerz ist ein Fest der Verbrüderung und unter dem grünen Deckel wird auch das Alter wieder jung. Es werden die Wagen verlassen und die 78 Steinstufen bei Lucca erstiegen, die auf die untere Terrasse des Berges führen; dann gilt's noch die Naturtreppe zu erklimmen, die sich der Glimt aus seinen Kalksteinschichten selbst erbaut hat, und von der Höhe, einem der herrlichsten Plätze, die sich Herz und Auge wünschen können, begrüßen die Bursche ihr Heimatland, und mächtig wogen die begeisterunggetragenen Klänge des „Präsidienliedes“, „An der Ostsee Strand liegt mein Vaterland — lieb's von ganzer Seele!“ hin über den heimatischen Strand und die blauenden Fluten der Ostsee tief zu unsern Füßen.

Der Blick hinab auf den schmucken Garten von Lucca ist besonders reizvoll, wenn dort die Stryngen blühen; wie in einen duftigen Riesenstrauß gebettet lugen die Häuser aus den Büschen hervor, und hat man den Vorzug, eines der ältesten zu betreten, an dessen Giebel die Jahreszahl 1754 auf die Erbauung hindeutet, so spinnt uns die Poesie des Ortes vollends ein. In Goethes und Schillers Zeiten glaubt man sich versezt, wenn man die grünumrankte Veranda betritt, aus den niedrigen Fenstern mit den kleinen Scheiben aufs Meer, die Lauben des Gartens und die steil hinabführende Steintreppe blickt, oder wenn das Auge auf den romantischen Landschaften der gemalten Tapete, den Pastellköpfen an der Wand und den stilvollen Möbeln jener Tage weilt. Noch weiter zurück weist uns der uralte inwendig hohle Riesenbaum hinter dem Hause, der nur durch die eisernen Bänder, die ihn zusammenhalten, noch an unsere Tage geknüpft scheint. An einem schattigen Parkwege unter dem Glimt liegt ein großer Felsbrocken, daran eine Platte mit der Inschrift „E. v. S. 1803.“ Eine Frau von Scheuermann hatte hier gefessen, da entriß der Wind ihr den Hut und sie stand auf, den Flüchtling einzufangen — einen Augenblick bevor jenes mächtige Stück des Felsens abstürzte. Von dieser wunderbaren Errettung erzählt uns jene Platte.

Hinter Tischer windet sich der Fahrweg in starker Krümmung den Glint hinan, vorbei am Krüge „Kallaste“ und am Dorfe Labbasal, das von Sommerfrischlern bewohnt wird. Dann tritt er in den Wald von Strandhof ein, in dem unweit des Gutshofes ungefähr dreißig Sommerhäuser verstreut liegen. Wer das Glück hatte, einige sonnige Sommertage in Strandhof zu verleben, der wird das Hohe Lied seiner Schönheit voll Begeisterung singen. Am schönsten ist es aber doch oben am Glint, der hier wohl 150—180 Fuß hoch sein mag, und von schönem Wald bestanden, steil über das Meer vorspringt. Wohl nagen Zeit und Wetter an seiner Felsenwand, darauf deuten die tiefen Spalten, welche vorspringende Klippen — wie die „Teufelskanzel“ — vom Ganzen abzusprenge[n] drohen; und doch ist man immer versucht, dicht an den Abgrund zu treten, den allerhand Laubholz verhüllt, um auch keine Handbreit vom herrlichen Panorama zu verlieren, das sich zu unsern Füßen entrollt. Eine Stufe unserer Steilküste zieht hier dicht unter dem Wasser hin, das den bald sandigen, bald steinigen Boden überall durchschimmern läßt und daher in den herrlichsten grüngleisenden Perlmutterfarben spielt. Dabei ist das seichte Wasser von so wundervoller Klarheit, daß man, wenn man sich in geringer Entfernung vom Wasserspiegel befindet, jede Pore im Sande, jede Schnecke am Stein und jede Faser der Seepflanzen unterscheiden kann. Wie ein üppiger, brauner und grüner Federbesatz schmiegt sich die unterseeische Flora an die unzähligen roten Granitkrumen, die erraticen oder Findlingsblöcke, die zur Eiszeit mit den Gletschern aus Finnland herübergewandert sind und die ganze estländische Küste umsäumen.

Von der Badebrücke und dem Boote aus kann man zu Zeiten endlose Schwärme kleiner Fische — es sind wohl Killos — vorbeistreichen sehen, eine Lockspeise für die weißen Möwen, die sich mit weichem Flügelschlag und heiserem Schrei über dem Wasser wiegen, um plötzlich kopfüber auf ihre Beute zu stoßen. So zieht sich die Tischersche Bucht und weiter ein gleißender Streifen flacheren Wassers dem Ufer entlang hin. Wo diese Bodenterrasse wiederum steil abfällt, warnen violette Flecken schwärzlichen Seetangs den kühnen Schwimmer, denn nun setzt die Meerestiefe mit ihren ewig wechselnden, unbeschreiblich schönen Farben ein. Wie blaues Glas auf

dunkler Jolie füllt sie das weite Becken rings um Nargön mit ihrem Schimmer. Diese Wasserfläche erstreckt sich von den weißen Uferwänden bei Tilko, den Riesensteinen beim Fischerdorfe Merreküll und der Surrupschen Spitze ostwärts bis zum sandigen Ufer zwischen Tischer und Raffomäggi und hinter dieser hohen Landzunge weiter nach Wulf hinan, bis sie sich am Horizont zu den Füßen Revals schmiegt. Senkrecht unter uns liegen die Fischerböte von Tischer veranfert und bei niedrigem Wasserstande können wir auf schmalem Ufersaum über Sand und Steine hinweg von Strandhof nach Tischer wandern.

Hier gelangten wir früher zur „Räuberhöhle“, die einst die höchste stehende Flut aus dem Gestein herausgebissen hat; die Sage von den Schätzen und der geraubten Jungfrau, die sie geborgen haben soll, ist von Roman von Buddberg poetisch verherrlicht worden. Eine ähnliche Sage spielt auf der Insel Rügen, die uns auch sonst zu manchem Vergleich mit Strandhof herausfordert. Ein schattiger Weg, der immer wieder zum Stillstehen und Ausschauen verleitet, führt uns den Glint entlang, bis er in den verwilderten Park von Strandhof übergeht. Wenn auch leider eine bösertige Krankheit den Wald ergriffen hat — zottige Bärte hängen sich an Baum und Strauch — so bildet doch oft gerade die Verwilderung dieses Parkes, wo Laub- und Nadelholz üppig durcheinandervuchern, den Hauptreiz. Das selbe gilt vom Gutsgarten, wo eine wahre Wildnis von Syringen und Jasmin uns umfängt. Im benachbarten Gutshofe bewundern wir die schönen alten Eschen, Linden und Kastanien mit ihren mächtigen Stämmen. Hier schließt sich wieder der Wald an, auf dessen Moospolstern im Frühsummer sich die duftenden, zartrosa Glöckchen der *Linnea borealis* wiegen. Der Baumwuchs hat auch festen Fuß gefaßt, wo an Stelle des schroffen Glints ein sanfter geneigter Abhang das nötige Erdreich trägt. Hier haben sich schöne Exemplare alleinstehender, sturmerprobter Kiefern und Fichten mit ihren dunkelroten Zapfen entwickelt und aus dem Wurzelwerk der Schwarzzeller sickert eisenhaltiges Quellwasser in den Ufersand. Wie leuchtend heben sich alle die Baumkronen von einander und vom dunklen Hintergrunde ab, wenn vormittags das Sonnenlicht sie übergießt und jeder Baum und jeder Strauch seinen eigenen Heiligenschein trägt. In wie tiefem Rot, als wären sie aus gediegenem Kupfer geschmiedet, erglühen

die knorrigen Stämme und Äste, wenn abends die schrägen Sonnenstrahlen sie unter einer Wolke hervor treffen.

Strandhof hat bis 1624 zum Schlosse von Reval gehört, kam dann in Privatbesitz, seit 1710 in den der Familie Bubberg, und zählt jetzt zum Gute Morras. Ein größerer Spaziergang dorthin den Glint entlang, sowie weiter zum Leuchtturm von Surrup oder gar nach Wittenpöwel ist sehr lohnend.

Doch wir verlieren uns hier bereits aus der Umgebung Revals und können uns im übrigen der Führung Dr. Gustav Sodoffskys „Von Estlands Meeresgestaden“ anvertrauen.

Weihnachten.

Wenn am 24. Dezember die Heilige Nacht sich früh über die schneeschimmernde Erde senkt, wenn alle Kinderaugen erwartungsheiß in das geheimnisvolle Dunkel starren, aus dem so köstliches Licht hervorbrechen soll, — dann leuchten, ehe noch die Häuser der Menschen sich erhellen, die hohen Fenster der Gotteshäuser in die dämmerigen Straßen hinaus, dann flammen tausend Kerzen an den mächtigen Tannen auf, die plötzlich am Altar erstanden sind, die in die schattenden Gewölbe hinauflangen und in den Himmel zu wachsen scheinen; dann rufen uns brausende Orgelklänge herbei, das Wunder anzustauen, wie das Licht in die Finsternis geboren ward. Und wenn dann unsere Blicke an den hohen Pfeilern emporgleiten, die wie die Bäume des Waldes nicht nur für die kurze Spanne eines Menschenlebens geschaffen sind, dann gedenken wir unserer Väter und Vorväter, die hier dasselbe Wunder gläubig verehrt haben, und wir fragen uns, wann die frohe Botschaft zum ersten Male in diesen heiligen Hallen verkündet worden.

Die Kirchen Revals.

Die Dom-, die Mari- und Nikolaikirche, sowie die Kirche „zum Heiligen Geist“ stammen aus dem 13. Jahrhundert, was man aus ihrer Bauart und teilweise aus Urkunden feststellen kann; ihre Gründung entsprach dem religiösen Bedürfnis der christlichen Erbauer unserer Stadt, doch ihre Größe und die Höhe ihrer Türme legen zugleich ein erfreuliches Zeugnis ab für den Wohlstand und den opferfreudigen Sinn ihrer Bewohner. Diese kamen anfänglich hauptsächlich aus Westfalen und brachten den dortigen Baustil mit; da aber die allendliche Vollendung dieser großen Bauten bis ins 14.

ja bis ins 15. Jahrhundert hinein reichte, so erfuhr die Bauart auch den Einfluß der Hanseatischen Ostseestädte, was namentlich in den gewaltigen Türmen zum Ausdruck kommt. Unser Baumaterial ist Kalkfließ, der in Platten von 5 bis 30 Zentimeter Dicke gebrochen wird und sich vorzüglich zur Ausführung großer Mauermassen eignet, aber nicht hart und nicht feinkörnig genug ist, um zu feinem Steinmeharbeiten verwandt zu werden. Nur an wenigen Orten findet sich Material, das dazu brauchbar ist; wo Skulpturen vorkommen, sind sie daher aus Lindenschem, Rosentaler oder Wassalemschem Stein gehauen, der nur in kleineren Mengen vorhanden ist. Dementsprechend sind unsere Gebäude meist einfach in ihren Formen, ohne vielen äußeren Zierat, der sich auf das Maßwerk der Fenster und die profilierten Laibungen der Portale beschränkt, aber sie zeichnen sich durch eine klare Betonung der Konstruktion aus.

A. Die Domkirche.

Die Domkirche zu St. Marien ist von den Dänen gegründet worden, bald nachdem sie sich hier festgesetzt hatten, und war die Kathedrale des estländischen Bistums; sie blieb bis zum Jahre 1565 katholisch; ihr letzter Bischof war der Herzog Magnus von Holstein, der als Schützling Iwan des Grausamen eine so klägliche Rolle in unserm Lande gespielt hat. Nach dem großen Brande von 1453, der den Dom und einen Teil der Stadt heimsuchte, hat sich der Bischof Heinrich von Urküll unweit der Kirche einen Bischofshof erbaut. 1533 ist der Dom zum zweiten Male abgebrannt, und im Juni 1684 wurden die Kirche und der ganze Dom bis an den Zwinger und das Schloß abermals das Opfer einer entsetzlichen Feuersbrunst; nur ein einziges Haus hinter der Mauer mit dem Klostorturm blieb erhalten; auch mehrere tausend Last Korn verbrannten damals, ja selbst die Leichen in den Gräbern wurden zu Asche. In der Glut schmolzen auch die Glocken, die später in Reval neu gegossen wurden, daher es in ihrer Inschrift heißt: „Durch Feuer bin ich geschlossen“.

Auf der größten Glocke steht:

„Kommt in die Kirch' auf meinen Klang
Zum Beten und zum Lobgesang.“

Ich bin durch Feuerhitze geschmolzen und zerfließen,
Als leider durch Feuer der Dom ganz abgebrannt.
Man hat mich nach einem Jahr in diese Form gegossen
Und, wie das Bild Dir zeigt, Marienglock' genannt."

Die lateinische Inschrift auf der zweiten Glocke würde in deutscher Übersetzung lauten: „Der Salvator erinnert an unsere dritte Zerstörung; nach dem Brande ertönt wiedergegossen er neu. —

Der König Karl XI. von Schweden erließ damals in seinem ganzen Reiche eine Kollekte und der estländische Adel unterzog sich einer Steuer, um den Wiederaufbau der Kirche zu ermöglichen. In zwei Jahren war sie wieder neu hergerichtet und zu Weihnachten 1686 konnte der Gottesdienst wieder dort stattfinden, der einstweilen im Schlosse abgehalten worden war.

Als im 16. Jahrhundert die Kirche der protestantischen Geistlichkeit übergeben wurde, erhielt sie einen lutherischen Bischof, und als diese Würde unter russischer Herrschaft aufgehoben wurde, einen Oberpastor, der zugleich das Amt eines Generalsuperintendenten von Estland bekleidet.

Früher war die Kirche von einer Mauer umgeben und der Turm trug einen Spitzhelm, der dreißig Jahre vor dem großen Brande mit Kupfer gedeckt worden war, wozu die Königin Christine von Schweden mehrere Schiffspfund dieses kostbaren Metalls gespendet hatte. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erhielt der Turm seinen jetzigen Aufsatz mit den acht vergoldeten Kugeln und dem 325 Pfund schweren Turmknopf, „der 5 Tonnen Gerste fassen konnte;“ die Fahne darauf wog über 200 Pfund. An allen vier Seiten des Turmes wurden Uhrscheiben eingesetzt. Der Turm ist in die Westseite der Kirche eingebaut und tritt nur wenig aus der Mauer hervor. Es lohnt sich, ihn zu besteigen, da er, obgleich an absoluter Höhe hinter St. Olai und St. Nikolai etwas zurückbleibend, nicht nur einen guten Überblick über den Dom mit dem Rechteck des Schlosses gewährt, sondern auch einen Ausblick weit ins Land hinaus bietet, wo wir die spizen Kirchtürme benachbarter Kirchspiele unterscheiden können.

Als Ende des 18. Jahrhunderts eine neue Orgel angeschafft

wurde, riß man die alte Kirchhofsmauer nieder, um die Orgel mit Pferd und Wagen bis an die Kirchentür bringen zu können. Auch hatte die Mauer ihre Bedeutung verloren, da der Friedhof bei der Kirche einging und fortan die Toten der Domgemeinde auf dem Kirchhof in Moik, am Obern See, bestattet wurden. Beim Betreten der Kirche müssen wir mehrere Stufen hinabsteigen; der Schutt der Jahrhunderte mit ihren Bränden hat das Erdreich ringsum erhöht.

Die jetzige Vorhalle war wohl ursprünglich die Gildenbandskapelle und der Eingang befand sich mehr nach Westen. Aus dieser Halle treten wir rechts in die Kapelle des Otto Wilhelm von Ferjen; auf einem mächtigen Sarkophag ruht ein Löwe, der in den Franken den Ferjenschen Wappenschild hält. In den Tagebüchern dieses schwedischen Feldmarschalls und Gouverneurs finden wir eine Beschreibung des Dombrandes von 1684 und können uns nach der Schilderung seiner Erlebnisse ein Bild von den Schrecken machen, welche alle damaligen Dombewohner erduldeten.

Ferjen, damals 61 Jahre alt, hatte sich nach vierzigjährigem Dienste auf seine estländischen Güter in den Ruhestand begeben und war im Begriff, von Reval aus, wo er seine Sachen gepackt hatte, eine Reise nach Schweden anzutreten; da brach um 9 Uhr morgens das Feuer aus „wobei seine Häuser und in denselben sein großes Vermögen an Gold, Silber, barem Gelde, seine vergüldeten Karossen und Schlitten, ja alle seine kostbaren Möbel und Montierungen nebst Briefladen mit alten Urkunden verbrannten.“ Das Feuer versperrte alle Ausgänge, so daß er Frau und Kinder an Stricken den hohen Felsen aus seines Nachbars Hause hinunterlassen mußte. Er selbst rettete mit seinem Diener einige Sachen, die er den Glint hinunterwarf, konnte dann aber, „weil die grausamsten Flammen sein Haus allenthalben umgeben hatten“, nicht mehr hinaus, so daß er im Begriff stand, aus dem Fenster in den Abgrund zu springen. Da brachte sein Diener einen bastenen Strick, den er in der höchsten Not gefunden hatte; der wurde mit einem Ende an die Küchenrinne gebunden und daran ließ sich der General hinab, „daß ihm die Haut von beiden Händen ganz abging. Wie er endlich an des Strickes Ende kam, war selbiger viel zu kurz, daher Ferjen zu den vielen Zuschauern, so unten stunden, herabfallen mußte, daß ihm die Kleider auf dem Leibe ent-

zwei gingen; er wurde aber durch Gottes Schickung an seiner Gesundheit bewahrt. Weil nun sein Schiff ganz segelfertig war, setzte er nach etlichen Tagen seine Reise nach Stockholm fort.“

Der Vorhalle gegenüber befindet sich an der Nordseite der Kirche die Rosenkranz- oder Rammsche Kapelle, die möglicherweise in früheren Jahrhunderten, wo die große Kirche noch nicht heizbar war, als Taufkapelle gedient hat. Ihren Namen trägt sie nach den Personen, die dort beerdigt worden sind; erst im letzten Jahre ist die Tür, die von hier in das Kirchenschiff führt, wieder geöffnet und damit der Eintritt in die Kapelle ermöglicht worden. Das Innere der dreischiffigen Kirche überrascht uns durch den reichen Schmuck an Epitaphen, Wappen und Fahnen, der sich aus verflossenen Jahrhunderten erhalten hat. Bekanntlich wurden die Verstorbenen früher unter dem Fußboden der Kirchen bestattet und ihr Grab deckte ein Leichenstein, in dem ihre Gestalten in Umrißen, ferner Name, Todestag, ein frommer Spruch und in den Ecken häufig die Symbole der Evangelisten eingrizt waren. Mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts tritt an die Stelle der vertieften Linie die plastische Darstellung, das Flachrelief, und im folgenden Jahrhundert wird die Ausführung größerer Sarkophage beliebt. Zu diesen gesellen sich steinerne Gedenktafeln an den Wänden, die Epitaphen, welche allmählich durch leichter herzustellende, in Holz geschnitzte und bemalte Wappen verdrängt werden, die vornehmlich im 17. und 18. Jahrhundert in Anwendung kommen; sie werden mit der Zeit immer größer und oft von Stammbäumen überragt, geschnitzten Eichen und Palmen, die in ihren Zweigen die Wappenschilder der Ahnen tragen. Zwar wetterten Kirchenvorsteher und Pastoren gegen die Anbringung der Wappen im Gotteshause, die sie als „schlechten Zierat und große Hoffart“, als „Göhenbilder der eigenen Ehre“ bezeichneten, doch konnten sie nichts gegen die herrschende Sitte ausrichten. Wir aber freuen uns, daß in den Denkmälern der Verstorbenen zugleich so manches Denkmal früherer Kunst erhalten ist.

Das gilt namentlich von dem schönen, im Renaissancestil gehaltenen Sarkophag des großen schwedischen Feldherrn Pontus de la Gardie, den wir neben seiner Gemahlin, einer schwedischen Königstochter, hier ruhen sehen. Der Feldherr ist in voller Rüstung dar-

gestellt, ihm zu Füßen Helm und Handschuhe, seine Gemahlin in der damals üblichen spanischen Tracht. Das Grabmal, das sich rechts vom Altar befindet und den Brand von 1684 überdauert hat, ist von dem Kavalier Bildhauer Arent Passer zu Ende des 16. Jahrhunderts ausgeführt worden. An der vordern Seite des Sarkophags hat er ein Seegefecht dargestellt, im Hintergrunde die Mauern von Narva und Zwangorod, offenbar um anzudeuten, daß de la Gardie bei einer Fahrt (1585) erkrankt, als er über die Narova setzte, um mit den Russen wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln. Das baufällige Schiff, das man ihm gegeben hatte, barst unter ihm von der Erschütterung, die das Lösen der Geschütze erzeugte. An der Stirnseite des Denkmals wird in schwungvollen lateinischen Versen des Verstorbenen Heldenruhm gefeiert, der so groß war, daß er in die Welt der Sage übergegangen ist.

In den Kämpfen, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unser armes Land zerfleischten, unterwarf er Est- und Ingermannland, die von den Russen besetzt waren, der schwedischen Herrschaft. 1581 führte er mit dem Kompaß in der Hand seine Truppen über das Eis des finnischen Meerbusens aus Finnland nach Estland hinüber zu Kampf und Sieg. Am 13. Dezember desselben Jahres hielt er seinen Einzug in Reval. „Höher schlugen die Herzen der Einwohner, als er mit seinem Gefolge von schwedischen Edeln, Offizieren und Hofleuten mit fliegenden Fahnen bis vor die St. Nikolaiirche ritt, als alle dort absaßen, gestiefelt und gespornt die Kirche betraten und dann mit demütigem Fußfall Gott ihren Dank für die verliehenen Siege darbrachten. Von der Kanzel herab hielt der Pastor die Festpredigt; dann folgte der Gesang des Te Deum laudamus. Als man nach Beendigung des Gottesdienstes wiederum aufsaß, erschollen von den Wällen Böllerschüsse zu Ehren des Tages. Da flossen in Reval nach langen Zeiten der Prüfung aus vielen Augen ungewohnte Tränen, Tränen der Freude.“

Die Sage aber kündigt noch weiteres von ihm, was Fr. Biene-
mann erzählt: Livländisches Sagenbuch, Nr. 272. Pontus de la Gardie's
Zug nach Wesenberg. „Einst gab es in Estland eine wirre Zeit und
langen Krieg; das arme Landvolf barg sich in Wäldern und Sümpfen
und unterirdischen Höhlen. In Wesenberg aber saßen die Russen,

die man nicht vertreiben konnte, da sie den Feind schon immer von weitem herankommen sahen. Da kam ein Riese her, um sie zu vertreiben, das war Jaak Lagadis. Er kam von Finnland über das Meer herüber. Es war gerade Winter, aber das Meer noch offen, nur hier und da schwamm schon eine Scholle Eis. Auf einer dieser Schollen schiffte der Riese sich ein, seine ganze Mannschaft aber steckte er in einen Sack, den er unter seinen Kopf legte; seinen Mantel spannte er wie ein Segel aus und kam so an die Küste Estlands. Es wehte gerade ein starker Schneesturm; der Riese aber öffnete seinen Sack und blies seine Mannschaft hinaus; alle waren in Federn verwandelt und von Schneeflocken gar nicht zu unterscheiden. So führte er sie nach Wesenberg und überrumpelte die Russen, die an keinen Überfall dachten. Das tat Jaak Lagadis, den die Deutschen anders nennen, aber es ist derselbe riesige Schwedenhauptmann, der hier vor vielen hundert Jahren gelebt hat.“

Jaak Lagadis läßt sich deuten auf Jakob de la Gardie, das war Pontus' Sohn, ebenfalls ein schwedischer Feldherr. Die Sage wechselt häufig Vater und Sohn, oder doch beider Namen. Anklänge an diese Sage von den Federn finden wir auch in Nr. 277 desselben Buches, wo aber direkt von Jakob de la Gardie die Rede ist, und davon, wie er den Teufel betrog.

Dasselbe Buch erzählt uns auch in der Sage vom Gerbleder-Verkäufer (Nr. 274), was dem armen Pontus nach seinem Tode widerfuhr, wo er auf dem Laaksberge umherirren mußte, um die Menschenhäute zu verkaufen, die er angeblich seinen im Kriege gefallenen Feinden hatte abziehen lassen.

Links vom Altar der Domkirche, also an der Nordwand des Chores befindet sich unter dem Fenster eine von einem Giebel gekrönte Platte, welche die ruhende Gestalt eines Ritters zeigt, daneben Helm und Handschuhe und ringsherum die Ahnenwappen. Es ist dies das Grabmal des schwedischen Hofmarschalls Oloff Rynning, der vier Jahre nach de la Gardie verstarb. Zu seinen Füßen sehen wir den Sarkophag des Rittmeisters Kaspar von Tiefenhausen und seiner Gemahlin; um die in Flachrelief gehaltenen Figuren ziehen sich ebenfalls Ahnenwappen hin. An den Pfeiler neben diesen Monumenten lehnt sich ein Obelisk aus verschiedenfarbigem Marmor, der das Porträt und

das Wappen des Grafen Ferdinand von Tiefenhausen trägt; wie die Inschrift kündigt, starb er als russischer Flügeladjutant an den Folgen einer Wunde, die er 1805 in der Schlacht bei Austerlitz empfing. Westlich von den Grabmälern des Feldmarschalls Fabian von Serben und des Landeshöfndings Otto Reinhold von Taube und seiner Gemahlin, die von einer darüber errichteten Loge größtenteils verdeckt sind, steht ein kleiner, griechischer Tempel aus weißem Marmor. Katharina II. hat ihn ihrem Admiral, dem Türken- und Schwedenbesieger Samuel Greigh setzen lassen. Das gotische Grabmal daneben birgt die Überreste des ersten russischen Weltumseglers Adam von Krusenstern, der seine Fahrt von 1803—1806 machte. An seine Weltreise erinnert an der Seite des Grabmals die Darstellung eines Schiffes mit der Wimpelinschrift „Nadeschda“ (Hoffnung) und mit der Umschrift: Первому русскому плавателю вокруг свѣта. Als Krusenstern 1846 starb, war es nicht mehr gestattet, Tote in den Kirchen beizusetzen, doch wurde mit ihm auf Anordnung Kaiser Nikolaus I. eine Ausnahme gemacht, weil er den Wunsch gehegt, einst neben Greigh beerdigt zu werden. Hier ruht auch der Graf Matthias von Thurn, der an den Unruhen bei Ausbruch des 30-jährigen Krieges beteiligt war und später unter Gustav Adolf bei Breitenfeld und Lützen gefochten hatte. Schließlich verschlug ihn das Schicksal nach Bernau, wo er im 74. Lebensjahre starb; seinem Wunsche entsprechend wurde er aber in Reval bestattet. Das Monument von seinem Grabe ist verschwunden. Leider nicht mehr aufzufinden ist auch das Grab der Schwester Gustav Wasas, Margaretha, die einen Grafen von der Hoya, Generalgouverneur von Finnland, geheiratet hatte. Auf einer Fahrt nach Deutschland landete er in Reval und ließ seine Gemahlin hier zurück, die bald nach seiner Abreise starb und in der Domkirche beigesetzt wurde. In Hansens „Miscellaneen“ finden wir ein Verzeichnis ihres Nachlasses, und es ist kulturgeschichtlich interessant, zu erfahren, was damals eine vornehme Dame allein an kostbaren Gewändern besaß.

Der ganze Fußboden der Kirche ist mit Grabsteinen belegt und es ist sehr zu beklagen, daß die Tritte der Lebenden von Jahr zu Jahr immer mehr vernichten, was uns Kunde von den Verstorbenen gibt. Vor dem Altar liegt der Grabstein des schwedischen Feldherrn Carl

Heinrichson Horn, der im Verein mit seinem Vater Keval mit so großem Erfolge gegen die Russen in den Jahren 1570 und 1577 vertheidigte. Auf dem Grabstein sieht man ihn in voller Rüstung neben seiner Gemahlin Agnes von Delwig. Nicht weit davon in der Südwand des Chores sind drei Inschriftentafeln eingelassen, die das Grab näher bezeichnen. An einem Pfeiler im Südschiff der Kirche sehen wir in beträchtlicher Höhe das Epitaph des Herrn von Hastfer, das dessen Büste mit einer Allongeperücke zeigt.

Die zahlreichen Fahnen, die über den Grabmälern hängen, gehören zu diesen, denn die Helden, die dort ruhen, haben sie zu ihren Lebzeiten auf ihren Schiffen oder bei ihren Truppen geführt. Sie geben im Verein mit dem reichen Wappenschmuck dem Kircheninnern sein eigentümliches Gepräge; die Schatten der Vergangenheit weben darin, aufgehell't von dem Lichte, das das Leben und die Gegenwart ausstrahlen, wenn sie mit der Fackel ehrfürchtigen Gedenkens bis in ferne Zeiten leuchten. Diese Stimmung hat Dr. Bertram in seinen „Baltischen Skizzen“ angedeutet; er schildert, wie er an einem wundervollen Julimorgen in die leere Kirche tritt und auf den steinernen Bildern die Schatten der Lindenblätter spielen sieht, die rings das Gotteshaus umrauschen.

Die Vergangenheit lüftet manchmal in überraschender Weise ihre Schleier; so fand vor einigen Jahren der Pastor an der Domkirche im Oberstocf der Gildenbandkapelle, also in einem Raum über der Eingangshalle, der lange nicht betreten und nur von Tauben besucht worden war, viele Bücher und alte Schriften. Es sind dies die Überreste der ehemaligen Dombibliothek, die im 17. Jahrhundert gegründet worden und allmählich in Vergessenheit geraten war, nachdem sie unter dem Brande von 1684 sehr gelitten hatte. Neben gelehrten Büchern jener Zeiten finden sich hier auch Briefsammlungen, die uns in das Leben ihrer Verfasser zurückversehen; so werden u. a. vor uns alle Schrecken der großen Pest von 1657 entrollt.

Der Altar wurde nach dem Brande von 1684 neu aufgeführt und von dem Kevaler Maler Ernst Londicer mit zwei Bildern, einem Abendmahl und einer Kreuzigung geschmückt, die leider verloren gegangen sind. Er trägt jetzt eine Kreuzigung von dem berühmten Maler Eduard v. Gebhardt, der zurzeit in Düsseldorf lebt, aber in

einem estländischen Pastorate geboren ist. Besonders bewundert man an dem Bilde den Ausdruck in dem Gesichte der Maria.

B. Die Olaikirche.

Wenn man sich Reval von der Seeseite nähert, so taucht zuerst die schlanke Nadel des Olaiturmes am Horizonte auf; und wie der Athener sich freute, wenn ihm nach Umsegelung des Vorgebirges Sunion die Lanzenspitze der Pallas Athene hoch von der Akropolis entgegenblinkte, so schwillt uns das Herz, wenn wir das goldene Kreuz von St. Olai aus dem Dufte der Ferne auffunkeln sehen.

Der Olaiturm ist mit seinen 455 englischen Fuß oder 139 Metern Höhe einer der höchsten Thürme der Welt, nicht viel niedriger als das Straßburger Münster und die Stephanskirche in Wien; ja, wenn die Überlieferung Recht hat, ist er in seiner ersten Gestalt sogar der höchste Turm der Erde gewesen, da er die Peterskirche in Rom um 16 englische Fuß überragt haben soll. Er ist aber zu verschiedenen Malen abgebrannt und später nicht mehr zu früherer Höhe gebracht worden.

Wie alles Überragende hat der Olaiturm nicht nur den Blick, sondern auch die Sage angezogen. Diese verkündet, die Bewohner Revals hätten beschlossen, fremden Seefahrern ein Zeichen zu errichten, damit sie glücklich unsern Hafen erreichen könnten, und dazu ein Wunderwerk der Baukunst geplant, das alle Thürme der Welt überragen sollte. Ein Baumeister aus fernem Lande führte den Bau aus, doch wie er sich an die Errichtung des Thurmes machen wollte, stürzte er vom Gerüst und brach sich das Genick. Das gleiche Geschick ereilte nach ihm noch sechs andere Bauleiter, so daß sich kein Waghalsiger mehr zur Fortsetzung des Werkes fand. Man wählte, der Böse, der beim Untergang der Schiffe auf seine Rechnung kam, wolle solch einen Wegweiser für die Seefahrer nicht dulden. So stand der Bau sieben Jahre still, immer größerer Lohn wurde für seine Vollendung ausgeschrieben, doch es fand sich keiner, der sein Leben dran wagen wollte. Da endlich meldete sich der große Olaf zum Bau unter der Bedingung, die Stadt solle ihm tausend Dukaten am Morgen des Tages auszahlen, wo er den Hahn auf die Turmspitze setzen werde. Die Arbeit schritt nun mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts, doch wie Olaf den letzten Nagel einschlägt, da faßt ihn der Schwindel und er stürzt in die Tiefe.



RIGAER TAGEBLATT

Reval. Die kleine Strandforte mit der Olafkirche.

Im Moment, da sein Körper zerschmettert am Fuß des Turmes aufschlägt, springen ihm eine Kröte und eine Schlange aus dem Munde. Auf dem Plage seines Sturzes wird er begraben und man setzt ihm einen Stein, darin sein Bildnis mit Kröte und Schlange zu schauen ist. Im Augenblick seines Todes aber hatte man ein teuflisches Gelächter vernommen; ein kleiner Mann in rotem Mantel, den man häufig in Dlaus Gesellschaft gesehen, hatte es ausgestoßen, war aber dann spurlos verschwunden. Nun hieß es, Dlaus sei mit dem Bösen im Bunde gewesen; seine Witwe zahlte der Stadt den ausbedungenen Lohn zurück, da ihres Mannes Seelengeld ihr und ihren Kindern keinen Segen bringen könne.

Diese Sage ist wahrscheinlich aus der Stadt Lund zu uns herübergekommen, deren Erzbischof der Vorgesetzte des Revalschen Bischofs war. Auch die estnische Sage hat sich dieses Stoffes bemächtigt und aus dem Dlew einen Better des Kalew gemacht.

Daß die Kirche ihren Namen nach einem angeblichen Revaler Bischof Dlaus trage, der im 14. Jahrhundert lebte, ist nicht begründet, nicht mehr als wie die Erbauung der Nikolaikirche durch dessen ebensovienig verbürgten Vorgänger Nikolaus.

Die Dlaiskirche ist im 13. Jahrhundert wohl von dänischen Herrschern erbaut worden, die sie nach dem norwegischen Könige benannten, der im 11. Jahrhundert das Christentum mit Feuer und Schwert im Norden Europas verbreitete; sein gekröntes, von einem Heiligenschein umgebenes Haupt ist auf einem alten Siegel der Kirche im Estländischen Provinzialmuseum zu sehen. 1267 wird die Kirche bereits erwähnt, wo sie von der Dänenkönigin Margareta dem Michaelisnonnenkloster abgetreten wurde, dem sie wohl ein paar Jahrhunderte lang verblieb. Wann sie Stadtkirche geworden ist, weiß man nicht; 1424 wird bei der Stadtpfarrkirche zu St. Dlai eine Schule errichtet. Ungefähr ihrer jetzigen Gestalt entsprechend wird die Kirche gegen Mitte des 14. Jahrhunderts vollendet worden sein, denn es war Sitte jener Zeit, in den Gewölbeklußstein eines Gebäudes die Jahreszahl seiner Vollendung einzugraben, und einen solchen Klußstein des Hauptgewölbes hat man nach dem Brande von 1820 im Schutt vor dem Altar liegen gefunden. Ein Engel weist darauf auf die eingegrabte Jahreszahl 1330. Dieser Stein ist seitdem an einer Fensterwand

des Museums eingemauert. Der stolze Bau, der in seiner schlichten Größe Blicke und Gedanken des Beschauers himmelwärts lenkt, ist ungefähr ebenso hoch wie breit und doppelt so lang. Wundervolle Gewölbe tragen das kupferne Dach, und damit dieses nicht durch seine Last die Seitenmauern auseinanderdrücke, lehnen sich mächtige, zweimal abgestufte Strebepfeiler von außen als Widerlager dagegen, wie bei den meisten Kirchen. Eine dem Schiff nach Süden vorgelagerte Halle vermittelt den Eintritt. Ein zweiter Eingang führt, ebenfalls durch ein schönes gotisches Portal, unter dem Turm in die Kirche. Darüber befindet sich ein mächtiges Fenster und im obersten Teil des Mauerwerks sind Spitzbogennischen und Schalllöcher angebracht. Auf diesem gewaltigen steinernen Unterbau, den zu ersteigen der unbeschreiblich schöne Rundblick von der Galerie lockt, erhebt sich nun die schlanke, von vier Ecktürmchen flankierte kupferne Spitze des Turmes. In diese hinaufzuklettern ist nicht lohnend, da man immer nur einen beschränkten Ausblick nach je einer Seite gewinnt — (nach Entfernung einer beweglichen Kupferplatte. Außerdem reichen die verschiedenen hölzernen Plattformen, die man auf steilen Treppen und zuletzt auf Leitern erklimmt, nicht ganz bis an die schräge Wandung des Daches heran, so daß die größte Vorsicht geboten ist). Ein hölzernes Modell des Dachstuhl dieses Turmes befindet sich im Museum. Vor Erfindung des Blitzableiters durch Benjamin Franklin im 18. Jahrhundert hat der hohe Turm oft, im ganzen achtmal das himmlische Feuer auf sich herabgezogen, doch war der Schaden nicht immer beträchtlich. 1433 ist die Kirche vollständig ausgebrannt, da ein furchtbares, vom Dom ausgehendes Schadenfeuer die ganze Stadt in Asche legte. 1625 wird St. Olai wieder das Opfer eines Brandunglücks, von dem eine anschauliche Schilderung erhalten ist. In der Nacht auf den 29. Juni entlud sich ein von einem Nordostwinde herbeigetriebenes „Donnergewitter“ über der Stadt. Der Blitz schlug in den Turm und von hier sprang das Feuer bald auf den übrigen Bau über. Die Glocken schmolzen, das herrliche Orgelwerk, die Bänke und alle innere Ausstattung verbrannten, die glühenden Dachplatten fielen auf die Nachbarhäuser, von denen vier verbrannten, während die Funken über die ganze Stadt flogen und u. a. einen Baum im Garten des Jungfrauenklosters entzündeten. „Von der mächtig großen Hitze und

den Kohlen, so herumgeflogen, haben sich mehr denn 40 Häuser entzündet, der barmherzige Gott aber hat mitten in seinem Zorn seine gefasste Rute sinken lassen.“ Der Wind schlug um, setzte über die Stadtmauer hinweg, und ein Regen löschte den Brand. Einmütige Beisteuer der ganzen Bürgerschaft setzte die Kirche in drei Jahren wieder in Stand, doch dauerte es über 25 Jahre, bis der Turm, diesmal leider niedriger, wieder aufgebaut und der Knopf mit dem Hahn aufgesetzt wurde.

Ein ganz ähnliches Unglück traf die Kirche im Juni 1820. Diesmal fiel der brennende Turm unter Millionen sprühender Funken zur Breitstraße, auf die Giebel der dort stehenden Kirchenhäuser, die samt einem Privathaus verbrannten; aus dem „gemauerten Teil des Turmes aber fuhr das Feuer in farbigen Säulen, wie aus einem Krater hinaus“. Eine Zeichnung von der Hand des Malers Hau im Museum zeigt uns die brennende Kirche; sie brannte vollständig aus bis auf die Pfeiler und feuerfesten Gewölbe. Die im Laufe der Zeit verarmte Stadt besaß nicht die Mittel zum Wiederaufbau, wohl aber schickten ihre in andern Städten Rußlands ansässigen Söhne, wie auch die Stadt Lübeck, reiche Spenden. Bei seiner 5 Jahre nach dem Brande erfolgten Anwesenheit in Reval versprach Kaiser Alexander I. den Bau in Stand zu setzen, und nach seinem Tode löste Kaiser Nikolai dies Versprechen ein, nur ließ er statt der Hähne Kreuze auf die Türme setzen. Auch wurden Blitzableiter angelegt. Im Juni 1840 konnte die Kirche wieder dem Gottesdienste übergeben werden, der in der Zwischenzeit in der Börsehalle gehalten worden war. In feierlicher Prozession und entblößten Hauptes zog die ganze Bürgerschaft mit den Spitzen des Rates und der Behörden vor die Kirche, wo sie von dem Sängchor der Gymnasiasten empfangen wurde. Dann schloß der Superintendent die Kirche auf, die zum Gottesdienste geweiht wurde.

Noch fehlten die Glocken. Privatpersonen schossen altes Silber- und Kupfergerät und Geldsummen zusammen, altes silbernes Kirchengeschloß und eine Geldspende des Kaisers kam hinzu und so wurden zwei Glocken, die eine in Waldai, die andere in Reval gegossen.

Wenn wir heute die Kirche betreten, so fällt uns ihre Schmucklosigkeit auf, die ja allerdings dem protestantischen Geiste entspricht; nur am Altare finden wir das von Wilhelm von Kügelgen gemalte

Bild; umsomehr wird der Blick von den herrlichen vielgestalteten Gewölben und den hochstrebenden gotischen Fenstern angezogen. Im Mittelalter hatten sie bunte Glasmalereien, und wir können uns wohl eine Vorstellung von der reichen inneren Ausstattung zu katholischen Zeiten machen, wenn wir bedenken, daß die Kirche 25 Altäre besaß.

Als die Lehre vom „reinen Worte Gottes“ im 16. Jahrhundert in Reval ihren Einzug hielt, wurde sie auch bei uns von unklaren Köpfen falsch gedeutet, die auf Außerlichkeiten bezogen, was nur auf eine Reinigung des inneren Menschen Anwendung finden sollte; die urteilslose Masse ließ sich von diesen Leuten in Bewegung setzen, der Pöbel benutzte die Gelegenheit zu Ausschreitungen, und so drangen im Jahre 1524 Bilderstürmer auch in die Dlakirche, verbrannten die Heiligenbilder, zerstörten die Altäre, und vernichteten alles, was an den katholischen Kultus gemahnte. Die Unruhen wurden rasch unterdrückt. Die Bürgerschaft aber hatte sich mit großer Wärme dem Luthertum zugewandt, und Zacharias Hasse hielt die ersten protestantischen Predigten in der Dlakirche. Zweihundert Jahre später trat hier Nikolaus Graf von Zinzendorff, der Stifter der Herrnhutergemeinden, als Prediger auf und fand so großen Zuspruch von Stadt und Land, daß er äußerte, Reval allein entschädige ihn für seine ganze livländische Reise. Viele Einwohner unserer Stadt zogen ihm nach, um in Herrnhut nach seinen Regeln zu leben.

Reichern Schmuck als die Hauptkirche weist die aus härterem Gestein erbaute Bremerkapelle an der Südseite der Kirche auf. Welchem Umstande sie ihren Namen verdankt, läßt sich nicht nachweisen, wohl aber kennt man den Stifter des in Stein gehauenen Renotaphs, d. h. leeren Grabmals in ihrer östlichen Außenwand; zu beiden Seiten einer leeren Nische, in der einstmals eine Christusfigur gestanden hat, finden wir acht Darstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu, die an die Nürnberger Bildschnitzkunst erinnern, darunter auf dem Boden einer Nische ein Skelett ausgestreckt, dem eine Kröte auf der Brust sitzt, während sich ihm eine Schlange ums Haupt windet. Über diesen Sinnbildern von Tod und Ewigkeit reden die obern Bilder von der Erlösung in Christo. An der Wand der Nische aber hat man halbverwischte Buchstaben entziffert, die uns in Versen Folgendes künden:

„Das ich vergab (in guten Werken weggab) ist mir geblieben;
Was ich behielt (an Reichtum) hat mich begeben (d. i. verlassen);
Hierum (deshalb) soll sich Niemand zu hoch erheben,
Als (wie) Rauch vergeht des Menschen Leben.

Hans Pauls Gedächtnisse 1513.“

Über diesen Hans Paulsen gibt uns eine Aufzeichnung seines Urgroßohnes, des Bürgermeisters Michel Paulsen Aufschluß. (Hansen, Kirchen und Klöster Revals, S. 13.) „Mein Ureltervater Hans Paulsen, gebürtig aus Frankfurt am Main, der einer der ersten Kaufherren und Kirchenvorsteher zu St. Olai war, ließ die schöne Kapelle bauen und auf seine Kosten an der äußern Mauer der Kapelle zur Langstraße die Skulpturarbeit mit der Leidensgeschichte Jesu Christi und dem Ecce homo anbringen, und setzte auch seinen Namen mit dem Wappen dazu. Er selbst und seine Frau ruhen unter dem Totenstein Nr. 164 in der Kirche. Meine Ureltermutter Anna König war des Bürgermeisters Hans König Tochter, mit der er sich nach seiner Ankunft aus Frankfurt verheiratete. Er muß ein ehrenhafter Mann gewesen sein, daß ihm hier des Bürgermeisters Tochter zur Frau gegeben wurde und man ihn zum Kirchenvorsteher machte.“

Im Innern der Bremer Kapelle finden wir ein Altarbild des Revaler Malers Walthar und eine Christusfigur, die der estnische Bildhauer Weizenberg angefertigt hat. Vor dem Brande von 1820 hat die Bremerkapelle mit der Hauptkirche in direkter Verbindung gestanden, da die Fenster, die sie jetzt von der Kirche scheiden, als Durchgang bis zum Fußboden reichten. Mittelalterlicher Sitte gemäß sind auch hier Tote bestattet worden, so der erste schwedische Gouverneur von Estland, Erich Fleming, und der Kanzler der Dorpater Universität Philipp Scheiding, der im 17. Jahrhundert Gouverneur von Estland war.

C. Die Nikolaikirche.

Über die Entstehung der St. Nikolaikirche wissen wir nichts Genaueres; erwähnt wird sie zu Anfang des 14. Jahrhunderts, es ist aber anzunehmen, daß die reichen Handelsleute Revals sie sich schon früher erbauten und nach Nikolaus v. Bavi benannten, der ebenso wie der heilige Viktor ein Schutzpatron der Seefahrer war.

Die Kirche ist dreischiffig; man gewinnt den besten Eindruck von ihrer Bauart von der Südseite, vom Kirchhof aus, wo auch die kräftigen, zweimal abgestuften Strebepfeiler zur Geltung kommen. An der der Nikolaistraße parallel laufenden Nordseite gibt es viele Anbauten, die einen Teil der Kirche und des Turmes verdecken. Das hier von zwei großen gotischen Fenstern durchbrochene Stück der Kirchenmauer gehört nämlich nicht dem Nordschiff, sondern einem Vorbau an; östlich schließt sich die etwas vortretende alte Sakristei daran. Nach Westen aber schiebt sich ein überwölbter Raum vor, der jetzt als Haupteingang dient. Das von Säulen und Gebälk umrahmte Portal ist rundbogig ebenso wie das Fenster darüber; zu beiden Seiten finden sich langrunde Fensteröffnungen; der Giebel, der einen segnenden Christus trägt, ist von Voluten eingefasst. Diese Halle ist also im Renaissancestil gehalten. Der neben dem Portal eingemauerte Grabstein, der ein Skelett unter einem Rundbogen zeigt, nennt einen aus Frankreich gebürtigen Doktor Ballivi, der mit seiner Frau und vier Kindern, die offenbar gleichzeitig gestorben waren, acht Tage nach Himmelfahrt 1520 hier beerdigt wurde, nachdem er fünf Jahre in Reval Stadtarzt gewesen war.

Im Innern der Vorhalle finden wir ein eigenartiges kleines Portal, durch welches eine Treppe zur Kirchenempore hinaufführt, und daneben eine im Renaissancestil schön geschnitzte Holzwand mit dem Rosenschen Wappen, durch welche sich die nach Osten angebaute kleine Rosenkapelle auf die Haupthalle öffnet. Ihren Namen führt sie nach dem schwedischen Statthalter von Kaporje und Ingermanland Bugislaus von Rosen, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Kirche die schöne Kanzel gestiftet hat, und dessen Epitaph wir später in der Kirche finden werden. Der Rosenkapelle gegenüber führt ein rundbogiges, mit dem Clodtschen Wappen geschmücktes Portal aus der Vorhalle in die Kapelle der Familie Clodt von Jürgensburg. Die Türflügel bestehen aus eisernen Platten mit aufgesetzten eisernen Rosetten. Auf dem Boden der Kapelle sehen wir den Leichenstein des duc de Croy (sprich Kro—i), der hier zu Ende des vorigen Jahrhunderts seine Ruhe fand.

Der Herzog Karl Eugen von Croy entstammte einem niederländischen Geschlecht und war nach wechselvollen Schicksalen in

russische Kriegsdienste geraten. Wider seinen Willen mußte er die Führung des russischen Heeres übernehmen, als Karl XII. 1700 zum Entsatz der Stadt Narva herbeieilte und einen glänzenden Sieg über den an Zahl sehr überlegenen Gegner davontrug. Mit anderen Gefangenen wurde der Herzog nach Reval gebracht, wo er übrigens schon nach zwei Jahren starb — vierzigjährig. Da man Verordnungen seiner Verwandten über seine Beerdigung erwartete, die aber nie eintrafen, wurde seine Leiche im Sarge zunächst in die Rosenkapelle der Nikolaikirche gestellt. Nun steht die Nikolaikirche auf einem Boden, der die Eigentümlichkeit hat, die Leichen zu konservieren, was auch anderorten, z. B. in Bremen, vorkommt. So trocknete die Leiche zur Mumie ein, erhielt sich aber im Übrigen unverändert, was die Schaulust der Fremden erregte. Da machten sich die Küster der Kirche einen Nebenverdienst daraus, diese Mumie gegen ein Trinkgeld zu zeigen, und waren daher auf ihre Erhaltung bedacht. Man denke sich den Schreck des Organisten, der einmal in der dunklen Kirche übt, als er ein leises Schlurfen vernimmt; er blickt vom Orgelchor hinab, da wandelt der duc de Croy neben einem Flämmchen leibhaftig durch die Kirche und verschwindet in der Sakristei. Es hatte in der Rosenkapelle durchgeregnet, und um die Feuchtigkeit aus den Kleidern seines Pflégelings zu entfernen, nahm der Küster die Mumie huckepack und schleppte sie zum warmen Ofen in der Sakristei. Nun war der Herzog aber lang, der Küster kurz von Gestalt, und so erklärt sich die Täuschung des armen Organisten.

Eine originelle Rechnung findet sich in einem Denkelbuche der Kirche vom Jahre 1759: Der St. Nikolaikirche gebühret von dem duc de Croy, welcher anno 1702 den 23. Januarii in der Kirche beigesezt, an Standgeld wöchentlich 1 Rubel: tut von anno 1702 bis 1759 in 57 Jahren oder 2964 Wochen = Rubel 2964. Erst in neuerer Zeit ist die Leiche des Herzogs zur Ruhe gekommen; man hat ihn in der erwähnten Clodtschen Kapelle beerdigt.

Westlich von dieser steht die Begräbniskapelle des Herzogs Peter August v. Holstein-Beck, der als Generalgouverneur in Estland lebte. Sie öffnet sich zur Straße mit einer eisernen, durchbrochenen Thür und zwei schmalen Fenstern. Wir sehen inmitten des Raumes einen großen, steinernen Sarkophag, auf diesem ein Kissen mit der Herzogs-

krone, über welcher sich der norwegische Wappenlöwe erhebt; an den Ecken vier Pilaster mit Urnen. Von dieser Kapelle zieht sich eine Mauer weiter, welche einen Hof vor dem Kirchturm umschließt, so daß man das große Portal nicht bemerkt, welches in den Turm führt. Dieser mächtige Bau ist der Kirche im Westen vorgelagert, hat nach Westen ein sehr großes Fenster und zeigt nach Norden zuunterst ein vorspringendes Treppentürmchen und in den oberen Geschossen Blendnischen und Schalllöcher. Dieser Bau war früher von einem Spitzhelm mit vier Ecktürmchen bekrönt, ähnlich dem Maiturme; gegen Ende des 17. Jahrhunderts erwies es sich, daß der Turm sich nach einer Seite geneigt hatte. Da wurden der Helm und die beiden obern Geschosse abgetragen und in der Form erneut, die wir noch heute sehen. Über dem geschwungenen, mit vier Giebeln besetzten Turmdach erhebt sich eine Galerie mit einer welschen Haube, dann wieder eine Galerie und schließlich ein Spitzhelm. Dieselbe Bezeichnung Haube kommt auch den Dächern der Kapellen zu. Der Turm wurde mit Kupfer gedeckt, von dem der Schwedenkönig Karl XI. einen großen Teil gespendet hatte. Bis zum Jahre 1833 hatte sich die Turmspitze wieder dermaßen zur Seite geneigt, daß sie neu gerichtet und gedeckt werden mußte. „Die Gerüste wurden zwar sehr hoch aufgeführt, jedoch hatte der deutsche Geselle, welcher die Befestigung des Kreuzes vornahm, noch auf eine hohe Leiter über den Turmknopf zu steigen, wo er in schwindelnder Höhe drei Tage arbeitete. An jedem Morgen vor dem Besteigen des Turmes hielt er vor dem Altar der Kirche sein Gebet.“ Endlich mußte in den Jahren 1897—98 die Turmspitze wiederum erneuert werden. Sie hatte sich schon seit mehreren Jahrzehnten geneigt, und im Anschluß daran ist uns von der vorigen Generation folgende Anekdote überliefert worden: Es sitzen einige Herren beim Wein und sprechen vom schiefen Nikolaiturm. Endlich ruft ein Spaßvogel den Wirt herbei und teilt ihm mit, sie wären eben eine Wette eingegangen um so und so viel Flaschen Champagner; ob der Wirt mit der Bezahlung der Wette wohl so lange warten wolle, bis sie sich entschieden habe. Der Wirt ist dazu bereit, möchte aber doch wissen, worum es sich denn handele. „Wir sind verschiedener Meinung darüber, nach welcher Seite der Nikolaiturm einmal umfallen wird.“

Es war Sitte, in die Turmknöpfe der Kirchen Aufzeichnungen über die wichtigsten Geschehnisse der Zeit, die Namen der Personen, die in Staat und Stadt das Regiment führten, ja kulturhistorisch interessante Notizen über die jeweiligen Preise der Nahrungsmittel usw. zu legen. Wir finden solche Urkunden sowohl bei der *Clai-* als auch bei der *Nikolai*kirche, wo bei den verschiedenen Remonten des Turmes jedesmal neue Blätter hinzugefügt wurden. Ende des 15. Jahrhunderts ist an die Südseite des Turmes eine große Kapelle angebaut worden, die wir unter dem Namen „*Antonius-* oder *Marienkapelle*“ auch „*Kleine Kirche*“ bezeichnet finden; der Eingang ist von der Kirche aus.

Auch das entgegengesetzte Ende der Kirche bedurfte der Erneuerung; 1846 wurde der Chorbau wegen Baufälligkeit abgetragen und in den alten Formen wieder hergestellt.

In katholischer Zeit hatte die *Nikolai*kirche 17 Altäre; der Plünderung durch die Bilderstürmer, die am 14. September 1524 im *Katharinenkloster*, in der *Clai-* und *Heil. Geist*kirche gehaßt hatten und am folgenden Tage auch hier erschienen, entging sie dank der Umsicht des Kirchenvorstehers *Heinrich Bueß*, der die wertvollsten Gegenstände in die *Garbekammer*, einen Raum zur Aufbewahrung der Kirchengeräte und Meßgewänder, hatte bringen und die Schlösser mit Blei vergießen lassen. So hat das Innere der Kirche sein altertümliches Aussehen bewahrt, und wir bewundern hier außer einer Reihe von Wappenschildern und Epitaphen, unter denen das des *Bugislaus von Rosen* im *Nordschiff* der Kirche über dem Eingang zur früheren *Sakristei* wohl das schönste ist, die messingnen Leuchterkronen und *Wandleuchter*, sowie den mächtigen *siebenarmigen Leuchter*, der vom *Erdboden* aufragt. Wenn hier überall die großen und kleinen Kerzen in das mystische Dunkel der Gewölbe hineinstrahlten, muß der Raum einen zwar teuer erkauften, aber unendlich viel schöneren und stimnungsvolleren Eindruck gemacht haben als im zudringlichen Lichte der modernen Gasflammen. Wunderschön sind die in der Kirche erhaltenen *Schnitzereien*, namentlich am *Gestühl* der großen *Gilbe* (jetzt *Schwarzhäuptergestühl*) unter der *Orgel* und an einer dahinter befindlichen *Holz*wand.

Manches *Denkmal* alter Zeiten mutet uns aber auch recht *sonderbar*

an: so die Malereien an den Chören, der heil. Christophorus und das Epitaph des Pastors der Nikolaikirche, Johann Hobing. Es hängt als großes viereckiges Bild an der Südwand und stellt den Verstorbenen in seinem Bette liegend dar. Dem mit einer weißen Kappe bedeckten Kopfe gegenüber steht ein Kreuzifix. Den größten Teil des Bildes aber nimmt eine lateinische Inschrift ein, die uns seinen Lebenslauf schildert und seine Tätigkeit rühmt. In Westfalen geboren, studierte er bei Melanchthon und war acht Jahre Prediger in Reval, wo er, zwar verlobt, aber unvermählt, im 36. Lebensjahre starb. — Im Nordschiff sind zwei Emporen, die sich an der Kapellenwand fortsetzen. An der Brüstung der westlichen Empore finden wir in Ölmalerei Darstellungen der Evangelisten, der Apostel und der christlichen Tugenden. An der Wölbung unter der Empore ein Gemälde: „die Auffindung Moses“. An der östlichen Empore sehen wir 12 Darstellungen aus der Geschichte Jakobs. Die Männer sind in die Tracht des 17. Jahrhunderts gekleidet — mit Mantel, Tellerkrause und Schlapphut; Jakob fährt in einer Kutsche nach Agypten und wird schließlich in einem Sarge, der den Namen „Jakob“ trägt, auf schwarz behangenem Leichenwagen zu Grabe geführt. Ebenso wenig dem Stil des Vorganges angepaßt sind die Unterschriften, von denen die letzte lautet:

Jakob endlich kommt zur Ruh,
Als er schleußt die Augen zu.
Unsrer Ruh wird gleichfalls sehn
Unter unserm Leichenstein.

Der heilige Christophorus endlich ist eine über Lebensgröße gehaltene Holzfigur, welche die frühere Kanzel gestützt haben soll. Auf dem vornübergebeugten Oberkörper trägt er den Rest der Weltkugel, er stützt sich auf einen knotigen Stock, und die Füße stecken in einem Klotz, der die Wellen des Wassers darstellen soll. In der Südwand des Altarraumes befindet sich eine längliche, mit einem Eisengitter geschlossene Nische, ein Sakramentshäuschen, in dem zu katholischer Zeit die das Abendmahl umschließenden Gefäße aufbewahrt wurden; die Nikolaikirche besaß früher eine besonders schöne Monstranz. Das im 15. Jahrhundert vom Revaler Goldschmiede Hans Rysenberch angefertigte Kunstwerk, silbervergoldet und über 1 Meter hoch, befindet

sich jetzt in der Eremitage zu St. Petersburg. Die Stadt schenkte sie, nachdem sie unter russische Herrschaft gekommen war, dem Generalgouverneur von Estland, dem Fürsten Menschikow.

Der Altar selbst ist in seiner jetzigen Form 1869 aufgestellt und mit einem Bilde „Christus am Kreuz“ zwischen Johannes und Maria versehen worden, das der aus Reval gebürtige Akademiker Wenig gemalt hat. Bis dahin prangte dort ein prachtvoller, aus katholischer Zeit stammender Schnitzaltar, der jetzt in der Antoniuskapelle steht. Er ist 1482 in Lübeck angefertigt und enthält im Innern 28 Einzelfiguren zu seiten einer Mittelgruppe, die Gott Vater, Maria und die heilige Anna darstellt, — darunter Halbfiguren von Heiligen. Auf den äußern und innern Flügeln sind Szenen aus dem Leben des heiligen Victor und des heiligen Nikolaus auf Goldgrund gemalt und mit erläuternden Unterschriften versehen. Bei geschlossenen Flügeln sieht man links die heilige Katharina, die Jungfrau mit dem Kinde und die heilige Barbara, rechts die Heiligen Victor, Nikolaus und Georg.

Die Antoniuskapelle beherbergt noch mehr Schätze mittelalterlicher Kunst. So steht hier der Antoniusaltar, der im Innern die Kreuzigung und die Grablegung Christi sowie seinen Gang zur Richtstätte zeigt. Auf letzterem Bilde ist später im 17. Jahrhundert die kniende Gestalt des Ältesten der großen Gilde Urban Dehn dazu gemalt worden, der den Altar renovieren ließ. Auf den Außenseiten der Flügel haben auch Übermalungen stattgefunden. Man sieht links Maria mit dem Kinde und Jakobus, rechts den heiligen Antonius, der als Beschützer der Landwirtschaft ein kleines Schwein zu seinen Füßen hat, und einen geharnischten Ritter, der den Revaler Bürgermeister Johann von Grest darstellt. Wahrscheinlich ist dessen Bild zu Ende des 15. Jahrhunderts auf die Gestalt des heiligen Hieronymus gesetzt worden, dessen Attribut, der Löwe, zu den Füßen des Ritters sichtbar ist.

Endlich haben wir noch den wundervollen Schnitzaltar zu betrachten, der bis vor kurzem in der Kirche zum heiligen Geiste stand. Er ist in Lübeck gearbeitet und 1484 übers Meer gekommen. Das Mittelstück stellt die Ausgießung des heiligen Geistes dar, der in Gestalt einer jetzt verschwundenen Taube über Maria und den Aposteln schwebte. Die

goldenen Flämmchen, welche die Personen auf den Köpfen gehabt haben, sind zwar auch nicht mehr da, doch findet man noch die Einfenkungen, in denen sie befestigt waren. In den Flügeln des Altars stehen Heilige, links Claus und Anna, rechts Elisabeth und Victor. Wenn man die inneren Flügel schließt, zeigen sich Darstellungen aus dem Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen, endlich auf den Außenseiten der äußeren Flügel Christus mit den Wundmalen, Gottvater und wieder die heilige Elisabeth. In dem Aufsatz des Altars ist eine Krönung Mariä dargestellt.

Ferner hängt in der Antoniuskapelle ein auf Leinwand ausgeführtes Ölgemälde, das offenbar eine verkleinerte Kopie des Totentanzes von Holbein ist, welcher sich in der Marienkirche zu Lübeck befindet. Auch die Verse unter den einzelnen Gruppen stimmen mit dem Original überein. Dem Tode widersteht niemand, vor ihm errettet weder Macht noch Ansehen der Person, — das ist der Grundgedanke, der durch diese Darstellung geht. Der Tod selbst verkündet ihn in seinen ersten Worten, die er neben der Kanzel des Predigers ausspricht: „Zu diesem Tanze rufe ich allesamt: Papst, Kaiser und alle Kreatur, arm, reiche, groß' und kleine! Tretet vor, denn euch hilft kein Trauern. Aber denket wohl in aller Zeit, daß ihr gute Werke mit euch bringet und eurer Sünden werdet quitt, denn ihr müßt nach meiner Pfeife springen“. So führt das unerbittliche Skelett sie alle fort im Reigen, den Papst, den Kaiser, die Kaiserin, den Kardinal, den König. Hier bricht die Darstellung ab, der Rest ist verloren gegangen. Das war die grausige Phantasie des Mittelalters; wir stellen uns den Tod lieber vor als schönen Genius mit gesenkter Fackel, als den Friedensengel, der von allen Leiden erlöst.

Die Nikolaikirche ist von wundervollen alten Linden umgeben. Seit der Kirchhof nicht mehr Begräbnisstätte war, spielte sich unter dem grünen Blätterdache bis ins 19. Jahrhundert hinein einmal im Jahre besonders fröhliches Leben und Treiben ab. Zur Zeit des Johannismarktes bedeckte sich der Platz mit kleinen Buden, in denen feilgeboten wurde, was den Sinn der Großen reizte und die Herzen der Kinder erfreute. Eine hübsche Schilderung davon hat Dr. Bertram in seinen Baltischen Skizzen gegeben.

Auf der Rückseite der Kirche aber, vor dem ebenfalls uralten

und malerischen Pastorate hat sich ein wunderbar poetisches Fleckchen Erde erhalten. Hier hat eine herrliche Linde, deren Stamm wohl nur mehrere Männer umspannen können, die Jahrhunderte überdauert. An ihrem Fuße soll der Chronist Kesch beerdigt sein. Siehe W. Neumann: Riga und Reval. Berühmte Kunststätten, Bd. 47.

D. Die Kirche zum Heiligen Geist.

Die Kirche zum Heiligen Geist gehört zu den ältesten Bauwerken der Stadt; sie war ursprünglich die Kapelle des städtischen Armen- und Siechenhauses gleichen Namens, das an der damaligen Grenze der Stadt bei der Kirche lag. Später wurde sie Ratskapelle und diente zu Gottesdiensten und öffentlichen Versammlungen des Rates. Ende des 17. Jahrhunderts räumte dieser sie der estnischen Stadtgemeinde ein.

Der nach Westen eingebaute schlanke Turm gleicht mit seinen bauchigen Kuppeln und luftigen Gallerien, die ein Zwiebeldach abschließt, auffallend dem Rathhausturm.

Die Kirche ist zweischiffig und von Kreuzgewölben überspannt und zeigt im Innern alle möglichen alten Schildereien und Schnitzereien, die aber keinen großen künstlerischen Wert haben. Das Altargemälde ist neu, vom estnischen Maler Kaud gemalt. Bis vor kurzem stand an seiner Stelle der wundervolle Schnitzaltar, der sich jetzt in der Antoniuskapelle der Nikolaiirche befindet.

Von den Glocken der Kirche trägt die sogenannte große Stundenglocke eine eigenartige Inschrift in plattdeutscher Mundart vom Jahre 1433. Sie lautet hochdeutsch: „Ich schlage recht Der Magd wie dem Knecht, der Frau wie dem Herrn. Das kann mir niemand verkehren“ (d. h. übel auslegen.)

Das große Zifferblatt neben dem Portal gibt auch jetzt männiglich die Zeit an, wenn auch nur in stummer Beredsamkeit. Wir haben in der Stadt nur drei schlagende Turmuhren: am Rathaus, an St. Nikolai und auf dem Dom.

E. Die schwedische St. Michaeliskirche.

Ein äußerst schlichter, fester und düsterer Bau, zweischiffig und von Kreuzgewölben überspannt. Am Anfang des 16. Jahrhunderts in der Ritterstraße erbaut, gehörte diese Kirche zu einem städtischen

Siechenhause, das dem heil. Johannes geweiht war. Ihren jetzigen Namen führt sie erst seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, wo die schwedische Gemeinde ihre im Cistercienserkloster befindliche Michaeliskirche der russischen Garnison abtreten mußte, worauf ihr dieses Gotteshaus eingeräumt wurde. Man betritt es durch eine im Siechenhause belegene Vorhalle gegenüber dem Altar, der sich ausnahmsweise am Südende der Kirche befindet; bei den meisten christlichen Kirchen ist er nach Osten gelegen. Das Altargemälde, ein Abendmahl, stammt vom Ende des 17. Jahrhunderts; darüber finden wir die Namenschiffre Karls XII. und einen geschnitzten Pelikan, der sich in die Brust sticht, das Sinnbild der sich aufopfernden Liebe. Ein solcher Pelikan bekrönt auch den Baldachin über einem Taufbecken, das von geschnitzten Kindergestalten, sogenannten Putten, getragen wird. Dieses Baptisterium ist im Achteck von einer durchbrochen gearbeiteten Holzwand umschlossen.

Die Gemälde an den Wänden stellen größtentheils frühere Pastoren der Gemeinde dar. Am ersten Pfeiler beim Eingang hängt eine steinerne Gedenktafel, die die schwere Hungersnot des Jahres 1602 schildert, mit der Inschrift:

Anno sechzehnhundert und zwei
In Liefland war ein gros Geschrei,
Der Kriech, Hunger und schedliche Pest
Den Leuten gar gefähr gewest.
Für Hunger ein dem andern fraß,
Die Katzen, Hund ihr Wildpret was.
Auch gros verherung lebt und lant
Geschehen ist durch Gottes hant.
So thut er der Sunden wehren,
Wenn man sich nit bald wil bekeren,
Dhn' unterlas darumb thut heut
Von herzen bus, o lieben Leut.
Gedenket offt an dis geschicht,
Und haltet solchs for kein geticht.

Arnolt Passer.

Dieser Stein rührt vielleicht von demselben Bildhauer Passer her, der das Grabmal de la Gardies in der Domkirche angefertigt hat.

Unter der Tafel befindet sich ein Oval mit der Inschrift: Über den Hunger Anno 1697, (da im selben und vorhergehenden Jahr Tiefland mit unbeschreiblicher Hungersnoth von Gott heimgesucht und dadurch viele tausend hingerissen worden, ist dieses steinerne Monument von dem Siechen-Hoffmeister Christoffer Schwaben in der Erden gefunden und zum ewigen Andenken wiederumb aufgerichtet worden).

In der Sakristei wird ein kleines Holzmodell der einstigen schwedischen Kirche im Cistercienserkloster aufbewahrt, und in der Vorhalle hängen die Holzmodelle zweier Kriegsschiffe aus dem 17. Jahrhundert.

F. Die Spitalkirche zu St. Johann

ist ein schlichter kleiner Bau mit hölzernem Glockentürmchen und gehört zum gleichnamigen Hospital an der Großen Dörptschen Straße. Dies ist eine der ältesten Wohltätigkeitsanstalten der Stadt und stammt aus dem 13. Jahrhundert.

Als durch die Kreuzzüge die schreckliche Krankheit des Aussages, der Lepra, in Europa eingezogen war, baute man außerhalb der Städte Leprosorien, d. h. Häuser, in denen die von dieser ansteckenden und unheilbaren Krankheit Befallenen getrennt von allen Gesunden ihr Leben fristen mußten. Nur eine Glocke läutend und mit weißen Handschuhen angetan, durften sie sich den andern Behausungen nahen, um milde Gaben einzusammeln. Ein solches Leprosienhaus war ursprünglich das Johannishospital, ziemlich weit südöstlich von der Stadt gelegen. Später, als der Aussatz verschwand, wurde es andern Kranken eingeräumt. Im Jahre 1570 wurden alle diese Gebäude zerstört, um eine Verschanzung der Russen darin zu verhindern, doch im folgenden Jahrhundert wurden sie wieder aufgebaut.

G. Die estnische St. Johanniskirche.

Als die estnische Gemeinde Revals in der Heil. Geistkirche nicht mehr Platz genug fand, schritt man an die Erbauung der Johanniskirche. Am 8. September 1862, als Rußland den Gedenktag seines 1000jährigen Bestehens feierte, wurde der Grundstein gelegt; in feierlicher Prozession zogen Beamte, Geistlichkeit und Lehrer, Rat, Gilden und Schwarzenhäupter aus der Dlakirche nach dem Platz

vor der Schmiedepforte, wo der Bürgermeister die ersten drei Hammer schläge tat. Ein ähnlicher Festzug bewegte sich am 17. Dezember 1867 aus der Heil. Geistkirche hinaus, als das nunmehr vollendete Gotteshaus der Gemeinde übergeben wurde. Die Kosten des Baues waren hauptsächlich aus dem Gotteskasten, vom Kevaler Bezirkskomitee für evang.-lutherische Gemeinden und durch Spenden aller Stände der Stadt bestritten worden.

H. Die estnische Karlskirche.

Während der schwedischen Regierung war die estnische Bevölkerung Revals bereits so angewachsen, daß sie eine eigene Gemeinde bildete, für welche in einem Saale des Domschlusses Gottesdienst gehalten wurde. Eine Kirche erhielt sie 1670, wo ein hölzerner Bau auf dem Lönisberge aufgeführt und nach Karl XI. benannt wurde. Ein Prediger an dieser Kirche, der Pastor Zimmermann, gab zusammen mit andern Geistlichen eine Übersetzung des Neuen Testaments aus dem Deutschen ins Estnische heraus. Ihm passierte es 1704, als er mit seiner Frau in Brigitten luftwandelte, von streifenden russischen Kosaken ergriffen und fortgeführt zu werden. Doch hat er die Freiheit bald wiedererlangt. Einige Jahre später, 1710, vor dem Eintreffen der russischen Belagerungstruppen, wurde die Kirche zu Verteidigungszwecken mit anderen Gebäuden der Vorstadt niedergebrannt. Die Gemeinde vereinigte sich zum großen Teil mit der indessen entstandenen estnischen Stadtgemeinde zum Heil. Geist. Doch als diese sich im folgenden Jahrhundert stark vergrößerte, wurde der sogenannten estnischen Domgemeinde eine neue Karlskirche in der Nähe des alten Platzes erbaut. Die Domgilde trat einen Bauplatz ab, die Ritterschaft leistete pekuniäre Hilfe, und so konnte 1870 jener schöne romanische Bau eingeweiht werden, der mit seinen beiden spitzen Türmen unser malerisches Stadtbild vervollständigt. Die Zeichnungen dazu stammen von dem Architekten Otto Hippus; den großartigen Dachstuhl, der das geräumige lateinische Kreuz, welches den Grundriß der Kirche bildet, überspannt, ohne sich auf einen Pfeiler zu stützen, hat der Professor der Architektur Rudolf Bernhard, auch ein Kevaler Kind, geschaffen. Das von ihm eigenhändig angefertigte Modell befindet sich im Estländischen Provinzial-Museum.

Den starken Eindruck, den das Innere dieser Kirche auf den Eintretenden macht, erhöht noch ein Freskogemälde, das der estnische Maler Professor Köler der Kirche geschenkt hat: In die riesige Viertelskugel, welche die Altarnische überwölbt, hat er in entsprechenden Dimensionen den Oberkörper eines Christus mit ausgebreiteten Armen hineingemalt. „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ ruft dieser Christus jedem empfänglichen Gemüte zu; die Worte brauchten nicht erst am Rande der Muschel zu stehen.

Von den Glocken der Kirche haben zwei bereits die alte Karls-gemeinde zum Gottesdienste gerufen, wie ihre Inschrift besagt.

Nachdem Reval aufgehört hatte, Festung zu sein, schenkte Kaiser Alexander II. dieser Kirche das alte Kommandantenhaus auf dem Dom; es bildet die Ecke zwischen Karlsstraße und Falkensteg. Pastor und Küster der Gemeinde wohnen dort.

I. Nicht mehr vorhandene Kirchen.

Außer der alten Karlskirche hat es noch andere, jetzt verschwundene Kirchen oder Kapellen gegeben, von deren Standort wir Kunde haben. So die St. Barbarakapelle vor der Schmiedepforte, die im Kriegsjahre 1570/71 untergegangen sein mag. Sie gehörte zum gleichnamigen Kirchhof an der Ecke der jetzigen Großen Rosenkranzstraße, auf dem noch 1710 an der Pest Verstorbene bestattet wurden. Als vor einigen Jahrzehnten beim Brosjeschen, jetzt Dr. Greiffen-hagenschen Hause Ausgrabungen gemacht wurden, stieß man dort auf menschliche Skelette.

Eine St. Gertrudenskapelle befand sich vor der großen Strand-pforte auf der später sogenannten Reperbahn. Sie war im 15. Jahr-hundert „zu Nutz und Frommen der Schiffer“ gestiftet worden, verbrannte aber 1571.

Auf dem Tönnisberge hat im Mittelalter eine St. Antonius-kapelle bei einem dort befindlichen Friedhofe gestanden.

Endlich soll es in der Domvorstadt an Stelle des Domfischen-hauses eine kleine Hospitalkirche gegeben haben, wo im 18. Jahrhundert von Predigern der Domkirche manchmal Gottesdienste abgehalten wurden.

K. Griechisch-orthodoxe Kirchen.

Die älteste russische Kirche hat nahe der Stadtmauer an der Saßgasse beim Brokusberge gestanden. Sie wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch die Nikolai-Kirche in der Rußstraße ersetzt, die nach verschiedenen An- und Neubauten ihre jetzige Gestalt gewonnen hat, als sie auf Befehl Kaiser Alexanders I. niedergedrückt und wieder aufgebaut wurde 1825—27.

Die Kathedrale der Verkörperung Christi ist die ehemalige Kirche des Cisterciensernonnenklosters. Sie war ein kleiner zweischiffiger Bau mit hohem Ziegeldach und schmalen gotischen Fenstern. Sie wurde später schwedische Garnisonskirche und zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf Befehl des Fürsten Menschikow dem russischen Kultus eingeräumt. Damals beschenkte Zar Peter sie mit einer künstlerisch wertvollen Bilderwand, einem Ikonostas. Umbauten im 18. und 19. Jahrhundert gaben ihr ein ganz verändertes Aussehen; die Spitzbögen der Fenster wurden durch Rundbögen ersetzt; es entstanden ein neuer Turm und eine hölzerne, mit Eisen gedeckte Kuppel, welche die byzantinischen Kreuze tragen. Der Fußboden ist um zwei Meter gehoben worden, wobei leider alle alten Grabsteine zerstört wurden. Die Kapelle vor der Kirche wird Wladimirkirche genannt.

Der neuerbauten Kathedrale auf dem Dom ist bereits in der Geschichte Revals Erwähnung geschehn.

In den Vorstädten gibt es noch kleine hölzerne russische Gotteshäuser, so die St. Simeonskirche in der Narvschen, die Kirche der Mutter Gottes zu Kasan in der Dörptschen Vorstadt und die Dreieinigkeitskirche in Joachimstal; ferner eine kleine Kirche aus Stein im byzantinischen Stil, Alexander Newskij geweiht, auf dem russischen Friedhof und endlich eine kürzlich erbaute steinerne Kirche in der Dörptschen Vorstadt, die Büchtizsche Klosterkirche.

L. Die katholische Petri-Paulikirche

befindet sich auf dem Grund und Boden des ehemaligen Dominikanerklosters an der Rußstraße. Sie ist dreischiffig und an der Stelle des einstigen Refektoriums 1840 erbaut worden. Das Altargemälde

ist eine Kopie der Himmelfahrt Mariä von Guido Reni, die Ludwig I. von Bayern der Kirche geschenkt hat.

M. Die jüdische Synagoge,
ein steinerner Neubau, befindet sich in nächster Nähe der Großen
Dörptschen Straße.

Johanni.

Wenn unser nordischer Sommer uns die langen Tage und die hellen, die weißen Nächte beschert, wie der Russe sie nennt, da möchten wir am liebsten die Nacht zum Tage machen, die Tageshitze verschlafen und die kühle Dämmernacht genießen. Namentlich verlockt uns die Johanninacht zum Aufbleiben, wo, altem Brauche gemäß, an allen weithin sichtbaren Punkten des Landes Leertonnen angezündet werden. Da lagert sich Alt und Jung um die Freudenfeuer, zu gutem Trunke und frohem Sang, doch die Jugend, die nichts vom Stillsitzen hält, schlingt bald auf weichem Rasen den munteren Reigen, oder sie prüft die Kräfte und springt durch die Flammen des Reifighaufens. Wer den Sommer in der Stadt verbringt, steigt am Johanniabend hinauf auf die Anlagen, die alten Bastionen, Umschau zu halten ins dämmerige Land und die nahen und fernen Feuer zu zählen, mit denen sich die sommerlich prangende Erde, wie mit einem Geschmeide von leuchtenden Johanniszwürmchen geschmückt hat.

Da mag der sinnende Blick wohl auch rückwärts schweifen, in Zeiten, wo die Feuerzeichen nicht Freude verkündeten, wo sie von brennenden Gehöften und sengenden Feindeshorden redeten. Damals pries sich glücklich, wer hinter Wall und Mauer geborgen wohnte. Wir schauen auf die Türme, die jetzt als mittelalterlicher Schmuck der Stadt ihr charakteristisches Gepräge geben, und suchen uns ein Bild der Zeit zu machen, da sie in Wehr und Waffen dräuend den Platz verteidigten, den noch keine Rondele und Bastionen schützend umgaben.

Stadtbefestigung.

Wir sehen diese truzigen Gesellen zu verschiedenen Zeiten im Zuge der Wehrmauer aufwachsen und ins Glied treten und wissen,

daß mancher von ihnen ausgedient und lebenssatt, seinen Posten wieder geräumt hat.

Die Anfänge der Stadt fallen in die Zeit der deutschen Ordensherrschaft 1227—1238, wo sich durch den Zuzug von Westfalen und anderen Niederfachsen ein Hafelwerk am Fuße des Domberges bildete. Dieses wird zunächst nur von Graben, Wall und Palisadenzaun umhegt, allein schon zu Ende des Jahrhunderts verordnet die Königin Margarete von Dänemark, daß die Stadt mit Mauern und Türmen zu umgeben sei. 1310 entsendet König Erich Menved den Ritter Johann Kanne nach Reval, um den weitem Ausbau der Mauern zu regeln, die auch um das Süsternkloster herum gezogen werden.

Die Stadtmauer ist nicht überall gleich, im Durchschnitt 15 Meter hoch und 8 Meter breit. Sie ist aus Fliesstein und außerordentlich hartem Mörtel erbaut, so daß sie sich fast vollständig bis auf unsere Tage erhalten hat und eine Sehenswürdigkeit bildet, wie sie nur wenige Städte aufweisen können. Leider ist sie vielfach durch Anbauten verdeckt. Zur Stadtseite hin ist die Mauer stellenweise durch vorgelegte Strebepfeiler verstärkt. Auf der Breite der Mauer erhebt sich die Brustwehr bis zu $2\frac{1}{2}$ Meter Höhe und neben dieser läuft der Wehrgang hin, der noch so breit ist, daß sich zwei Männer darauf ausweichen können. Er setzt sich in den Türmen fort, die nach beiden Seiten Türen haben und ist wahrscheinlich mit Holz überdacht gewesen. In der Brustwehr befinden sich die Schießluken von verschiedener Form, die sich nach außen verjüngen. Die größeren haben seitlich eine Nische, in welcher der Schütz, wenn er seine Handfeuerwaffe abschöß, vor feindlichen Kugeln gedeckt war; die kleinere diente wahrscheinlich zum Abfeuern der Hakenbüchsen, die eines sichern Auflagers bedurften.

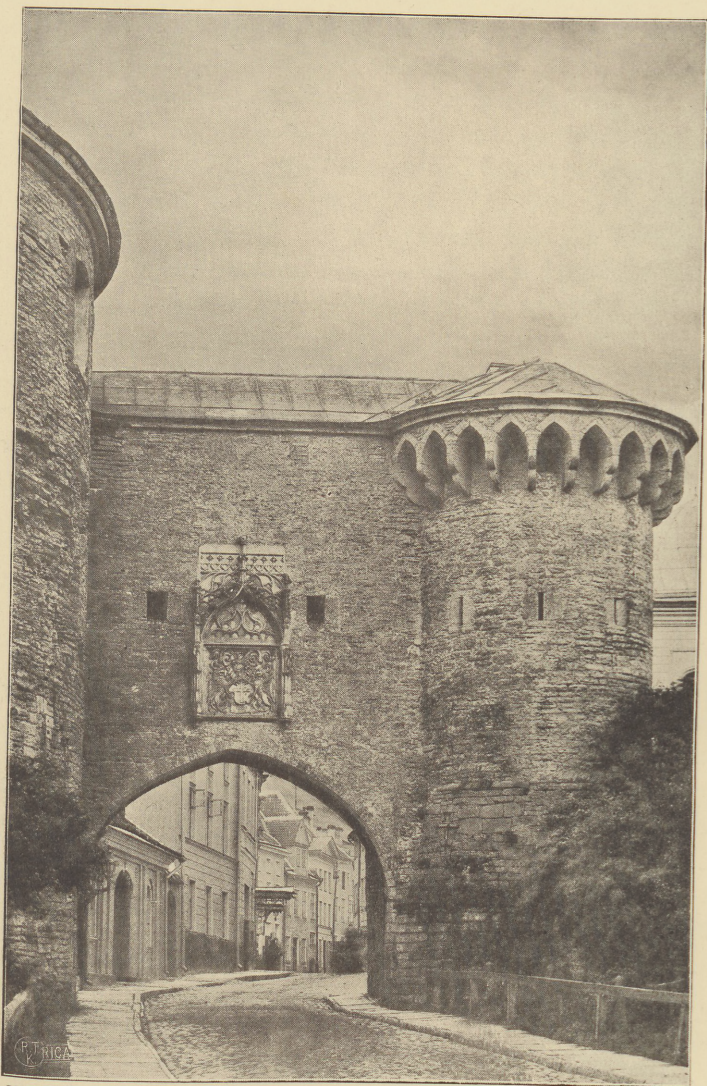
Die Türme und Tore sind im Laufe der Jahrhunderte entstanden; 1360 zählte man ihrer vierzehn, 1410 siebenundzwanzig und 1525 sogar vierunddreißig. Dazu kamen noch im sechzehnten Jahrhundert die drei Bastionstürme: Dicke Margarete oder Rosenkranz, Kief in de Kōk und Lührenburg. Letztere befand sich vor der Karrisporte, wurde aber 1767 als baufällig bei Ausführung neuer Befestigungen abgebrochen. Als man 1893 das Gebäude des Bezirksgerichts auführte, stieß man auf Reste des Turmes.

Die Türme waren meist nach den Ratsherren benannt, welche

ihre Schlüssel bewahrten. Die ältesten Türme haben einen quadratischen oder kreisrunden Grundriß, die späteren einen hufeisenförmigen Querschnitt. Sie liegen zur Stadt hin in der Mauerflucht und treten nach außen weit vor, um eine Flankenbestreichung zu ermöglichen. Die Mauer der Türme war in den unteren Geschossen fast dreimal so stark wie in den oberen; das oberste war ein Wehrgeschoß, das zur Aufstellung des groben Geschützes diente. Den Abschluß bildete ein steiles Ziegeldach.

Die Tore, im landläufigen Sprachgebrauch als Pforten bezeichnet, befanden sich in der Mauer unter einem Turme, wie zum Beispiel die Lehmporte, oder waren von zwei Türmen flankiert, wie die große Strandpforte. Jenseit des Grabens stand ein auch mit zwei Türmen bewehrtes Außentor; Außen- und Innentor verband der von Mauern mit Brustwehren besetzte Zwinger, innerhalb dessen die Zugbrücke über den Graben führte. Die Toröffnung schlossen starke, mit Nägeln beschlagene, eichene Torflügel und davor war ein Fallgatter. Wäre der Feind schon in den Zwinger eingedrungen gewesen, so hätte man ihn noch aus einem über dem Torbogen befindlichen erkerartigen Vorsprung, der sogenannten Pechnase, angreifen können; durch den teilweise offenen Boden ließ sich siedendes Wasser oder Pech auf die Eindringlinge ausgießen.

Fassen wir die Türme ins Auge, welche noch jetzt bestehen, so treffen wir zunächst den großen viereckigen Turm über der „Pforte am Fuße des Langen Domberges“. Diese bildet die Grenze zwischen Ober- und Unterstadt und wurde noch vor hundert Jahren alle Abend geschlossen. Daneben sind noch Reste vorhanden von der Mauer, die zur ehemaligen „Süsternpforte“ führte. Dieses Doppeltor wurde 1868 abgerissen, um eine bequemere Verbindung zwischen Stadt und Vorstadt herzustellen. Es folgt beim neuerdings in die Mauer gebrochenen „Klostertor“ der „Neue“ oder „Küsterturm“, dann der kleine viereckige „Badstubenturm“ auf dem Hofe des Nikolaighymnasiums. Im Mittelalter führte unter dem Turme ein jetzt vermauertes Tor zur Badstube des Cistercienserklosters hinaus. Ebenfalls im Gymnasialhofe belegen ist der mächtige „Gud Dag“ (guten Tag) auf hufeisenförmigem Grundriß. Der kleine, viereckige Turm „Hinter dem Süsternkloster“ ist bewohnt. „Lovenschedes Turm“ trägt das früher übliche



RIGAER TAGEBLATT.

Reval. Die große Strandforte.

hohe Ziegeldach. Die nächsten vier Türme bis zur großen Strandpforte sind wohl erhalten, von hufeisenförmigem Grundriß und in Benutzung der Militärverwaltung. An Stelle des Rentenschen Turmes steht jetzt das Brisinskische Haus und auf dem nächstfolgenden Turmstumpfe bei der Strandpfortenanlage befindet sich ein Lusthäuschen. Von der „Großen Strandpforte“ steht das Haupttor, das vor der 1518 begonnenen Erbauung der „Dicke Margarete“ von zwei gleichförmigen Türmen flankiert war. Der Schmuck des noch vorhandenen, schlanken Turmes ist ein Spitzbogenfries, der auf Konsolen ruht. Durch die kleinen Maueröffnungen unterhalb desselben konnte der Zugang zur Zugbrücke mit Handfeuerwaffen bestrichen werden. Im starkgedrückten Spitzbogen des Tores sehen wir noch die Zähne des aufgezogenen Fallgatters, das vom oberen Geschoß des Torhauses aus mittels einer Winde bewegt wurde. Die Winden für die früher vorhandene Zugbrücke standen im unteren Geschoß und man sieht noch an der Außenseite die Mauererschlitze für die Ketten derselben. Dazwischen befindet sich das kleine Revaler Stadtwappen, der Danebrog. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erhielt die Große Strandpforte ein Vortor zum Schutze der Zugbrücke, das aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder abgerissen wurde. Sie hatte auch noch ein drittes, ein Innentor, das an der Mauer belegen war, aber ebenfalls verschwunden ist.

Ein eigenartiger Kampf hat im Jahre 1610 um die Große Strandpforte getobt. Im Oktober des Jahres berührten schottische, auf dem Marsche nach Schweden begriffene Söldner Reval, wo man sie in die Innenstadt nicht hereinkieß, weil man früher schlechte Erfahrungen mit solchem Gesindel gemacht hatte. Auch jetzt versuchten sie in der Vorstadt mörderische Überfälle, und endlich versammelten sie sich vor der Großen Strandpforte, die in Friedenszeiten nicht stark besetzt war. Sie eroberten das Außentor und das Wachtthaus. Da erfuhren die beiden Bürgermeister von dem Überfall und brachten der bedrängten Wache zwanzig Stadtsoldaten zu Hilfe. Nach einer Stunde hatten die Städter gesiegt und die zwischen den Toren gebliebenen Schotten gefangen genommen.

In nächster Nähe der Großen Strandpforte erhebt sich der „Stolting“ mit kreisrundem Durchschnitt, er gehört zum Koch'schen Hause.

Sein nächster Nachbar, der „Turm achter Hattorpe“ ist mit dem Bernhardt'schen Hause derart verbunden, daß er in jeder Etage ein Wohnzimmer abgibt.

Nun würde die „Kleine Strandpforte“ zwischen dem Gebert'schen und dem gegenüberliegenden Girard'schen Hause folgen, wenn sie nicht schon längst abgetragen worden wäre. Was wir jetzt als Kleine Strandpforte bezeichnen, ist die Stelle, wo zu schwedischer Zeit ein Walltor gestanden hat. Als nämlich die großen Wälle um die Stadt angelegt wurden, entstanden bei der Süstern-, der Kleinen Strandpforte, der Lehm- und der Karripforte Wall- oder Bortore, die wieder abgerissen wurden, als Reval aufhörte Festung zu sein. Ein ähnliches Walltor, das Dompforte genannt wurde, hatten die Schweden auch am Dom zwischen den Bastionen Ingermannland und Schweden errichtet (jetzt Schmiedepforten- und Domanlagen).

Der nächstfolgende, der „Bremerturm“ in der Rußstraße, diente im Mittelalter als Gefängnis, wo es zur Winterzeit bitter kalt war; jetzt ist er in das neuerbaute Girard'sche Haus hineingezogen, trägt aber noch einigermaßen sein altes Gepräge. Wenn wir aus der Rußstraße in die Mauerstraße abbiegen, so kommen wir an den gut erhaltenen „Kampferbeck“ oder Turm hinter dem Mönchskloster, und weiter zum dachlosen „Hellemann“. Die drei letztgenannten Türme sieht man auch von der Neugasse aus. Von der früheren „Lehmpforte“ sind nur zwei kleine Rundtürme erhalten, die das Bortor flankierten und zwischen denen jetzt die Pferdebahn hindurchgeht; der größere Turm daneben ist neu aufgebaut. Das eigentliche Lehmpfortentor befand sich im Mauerzuge, also am Ende der Lehmstraße; wo jetzt eine moderne breite Straße dieselbe kreuzt, zog sich der Graben hin. Verfolgen wir die Stadtmauer weiter, so kommen wir zum „Sinkenturm“, der von hufeisenförmigem Grundriß, schlecht modernisiert und bewohnt ist.

Die im neunzehnten Jahrhundert abgerissene „Karripforte“ befand sich dort, wo Karri- und Poststraße zusammentreffen. Der hufeisenförmige „Alssauventurm“ ist Ruine und befindet sich auf dem Hartmuth'schen Grundstück. Er, sowie die alte Stadtmauer sind vom Kindergarten aus zu sehen.

Die „Schmiedepforte“ ist vor fünfunddreißig Jahren samt ihrem



RIGAER TACEBLATT

Reval. „Kif in de Kõf“.

Turme abgerissen worden, um die Passage freizulegen. Sie war im Jahre 1535 der Schauplatz einer aufregenden Szene. Dem Edelmann J. Urküll war das Geleit in die Stadt gesperrt worden, weil er angeklagt war, einen seiner Bauern zu Tode mißhandelt zu haben. Als er, auf seine Stellung trotzend, sich dennoch in der Stadt zeigte, wurde er ins Gefängnis geworfen und nachdem er seine Missethat gestanden, mit dem Schwerte hingerichtet, ungeachtet seines Anerbietens, eine hohe Buße zu zahlen. „Man muß dem Reichen wie dem Armen tun. Gott Gnade der Seele.“ Man wählte den geschützten Ort zwischen dem Mittel- und Bortor der Schmiedepforte zur Hinrichtung, weil man einen Überfall der Ritterschaft befürchtete. Diese setzte es denn auch durch, daß der Richtplatz den Augen der Mit- und Nachwelt durch Vermauern des Tores entzogen wurde. Es wurde erst 1767 wieder geöffnet; da ist es kein Wunder, daß die Russen die Schmiedepforte „Neue Pforte“ und die Schmiedestraße „Neue Straße“ benannten. Besteigen wir vor der Schmiedepforte die Anlagen, so kommen wir zum 1533 erbauten Bastionsturm „Kief in de Rök“, von dem der Chronist Ruffow sagt, er habe seines gleichen an der ganzen Ostsee nicht gehabt. Er imponiert hauptsächlich durch seine Höhe von 37½ Metern, die man am besten von der Ritterstraße aus beurteilen kann.

Hier reicht er nur bis gegen zwei Meter unter das Niveau der Straße, während von der anderen Seite die später aufgeführte Jüngerlandbastion fast ein Drittel seiner Höhe verdeckt. Seinen Namen verdankt er auch seiner Größe, die es ermöglicht, von seinem Dach aus durch die Rauchfänge in die Küchen der Stadt hinabzusehen, daher „Kief in de Rök“. Über seine Geschichte während der Russenbelagerung siehe: „Die Geschichte Revals“. Als er nicht mehr als Festungsturm zu dienen hatte, schenkte ihn die russische Regierung der estnischen Karlsgemeinde. Zwischen Schmiedepforte und Kief in de Rök sehen wir wiederum ein Stück der Stadtmauer, die dann weiter hinauf zum „Mägdeturm“ im Sieverschen Garten am kurzen Domberge läuft. Der Turm ist viereckig, mit einer ausgebogenen Front. Er wird bewohnt und eignet sich vorzüglich zu einem Maleratelier, denn das Innere ist ein großer, heller Raum mit großen Fenstern nach Norden. In der Mauer, die zur Pforte am kurzen Domberge führt,

findet man noch die Überreste des kleinen viereckigen „Marstallturmes“, der in alten Zeiten als Arrestlokal diente und als solches um so weniger beliebt war, als es drin spuken sollte. Steigt man in einem Holzversschlag an der Mauer empor, die hier Stadt und Dom scheidet, so kommt man auf die verfallene Krone dieses Marstallturmes, von wo man einen köstlichen Rundblick hat auf Dom und Stadt und Meer und aufs Land bis über den oberen See hinaus. Dicht vor uns steigt die massige Gestalt des Nikolaiturms auf aus dem Meer der roten Giebelböcher mit ihren wunderbar geformten Schornsteinen und den großen und kleinen Bodenluken. An den Fuß der Kirche schmiegen sich die alten, zur Nikolaitirche gehörigen Häuser, die uns in stummer Beredsamkeit von vergangenen Zeiten erzählen. Ihre Gärten steigen in Terrassen bis zu dem eben erwähnten Sieversschen Garten dicht zu unseren Füßen an, in dessen grünes Gezweig und lauschige Laubengänge wir hinabschauen. Er gewinnt noch an poetischem Zauber, wenn wir uns sagen, wie vor bald dreihundert Jahren hier die schönen Schwestern Niehusen gewandelt haben, deren Elternhaus sich hier befand, und sich von Paul Flemming die Gedichte vorlesen ließen, zu deren Entstehung sie die Ursache gewesen waren.

Dies kleine Paradies liegt dicht am Tor des Kurzen Domberges, dessen Gewölbe auf den Langen Domberg mündet, und bei dem wir füglich unsern Rundgang um die Stadtmauer schließen können, nachdem wir noch einen prüfenden Blick auf die mächtigen, mit großen Nägeln beschlagenen Torflügel geworfen haben.

Bilder von Reval aus dem 17. Jahrhundert aus dem Reisewerk des Olearius zeigen uns die Stadt, wie sie damals trübzig und dräuend aus dieser Rüstung über die Flächen und Gärten hingeschaut, die sie umgaben.

Auch die Kriegskunst zeigt in jedem Jahrhundert ein anderes Gesicht, und mit der Vervollkommnung der Schießwaffen ändern sich die Befestigungen. Vom 16. Jahrhundert an beginnen neue Verschanzungen rings um die Stadt aus dem Boden aufzuschießen; neue Wälle mit ihren Walltoren entstehen und manche alte Gräben werden zugeschüttet und bebaut. So ist 1652 die Neugasse entstanden. Die neue Umwallung trat hier weit von der alten Stadtmauer ab, und ließ einen Raum frei, der nach Zuschüttung des Stadtgrabens zur Anlage der genannten Straße führte.

Als im 17. Jahrhundert mit den mancherlei Künsten, die vom Hofe Ludwig XIV. über Europa ausstrahlen, sich auch das Befestigungssystem seines Kriegsbaumeisters Vauban die Welt erobert, entstehen rings um Reval die mächtigen Bastionen, von denen sich einige als Anlagen zum Schmuck der Stadt erhalten haben, an denen aber der saure Schweiß der Einwohner klebt. Um die hohen Kosten der Erbauung zu bestreiten, müssen die Bürger eine Steuer, das Wallgeld, zahlen, das von den Wallherren begetrieben und den gemieteten Arbeitern gegen Vorweis einer dicken, runden Bleimark, des Wallzeichens, ausgezahlt wird. Geleitet werden die Arbeiten von den jeweiligen Professoren der Mathematik am Gymnasium.

Unter der russischen Herrschaft wurde 1767 an der Westseite des Domberges der Patkulgraben hergestellt, der neuerdings mit schönen Anlagen umgeben worden ist, die im Anschluß an die auf den niedergelegten Wällen entstandenen Promenaden die Stadt mit einem Kranze der schönsten Spaziergänge umschließen.

Das Reformationsfest.*)

Wir begehen das Reformationsfest in unseren evangelischen Landen zur Erinnerung an die Befreiungstat Luthers, deren Folgen sich bei uns rascher zeigten, als man bei der großen Entfernung vom Mutterlande hätte annehmen dürfen.

Die begüterten Revaler Bürger pflegten ihre Söhne an die deutschen Hochschulen zu senden, damit sie sich dort das fortgeschrittene Wissen des Westens aneigneten; da begeisterten sich die jungen Leute für die Lehre „vom reinen Worte Gottes“, wie Luthers Lehre genannt wurde. Wenn sie heimkehrten, brachten sie den guten Samen mit ins Land, wo er in aller Stille Wurzel schlug, um sich um das Jahr 1524 zu schöner Blüte zu entfalten. Unsere Städte traten in direkten, schriftlichen Verkehr mit Luther, der seine Freude am Vordringen der evangelischen Lehre bis zu uns in dem bekannten Briefe an alle Christen zu Riga, Reval und Tarbthe (Dorpat) in Livland schon 1523 ausklingen ließ. Unser Archiv bewahrt auch andere Schreiben Luthers, Empfehlungsbriefe evangelischer Pastoren, die unser Rat anzustellen wünschte. An einen Wechsel der äußeren Form des Gottesdienstes war zunächst nicht gedacht worden, doch ergab sich bald die Notwendigkeit von selbst. Als der Grundstein zur evangelisch-lutherischen Kirche gelegt wurde, haben unsere baltischen Städte wacker mitgeholfen, Gottesdienst und Kirchenregiment festzustellen. Daß das alles in Frieden vor sich ging, ist zum Teil das Verdienst Plettenbergs, der immer auf Versöhnung der Gegensätze und Beilegung des Parteidaders bedacht war. Die ersten evangelischen Prediger in Reval waren Johann Lange, Hermann Marfow und Zacharias Haffe; sie verfaßten einen „Entwurf christlicher Ordnung im kirchlichen Regiment“,

*) Siehe Fr. Wienemann: Aus Livlands Luthertagen.

der außer zeitweiligen Wohlfahrtsmaßregeln die Einsetzung eines Oberpastors, eines Superintendenten, und die Gründung einer allgemeinen Kasse zur Fürsorge für die Armen empfiehlt. Dieser unser nachmaliger „Gotteskasten“ ist aus Kapitalien und Gütern hervorgegangen, die der Kirche gestiftet wurden. All dieses wurde am 19. September 1524 vom Rat und der ganzen Gemeinde der Stadt, die auf dem Rathaus versammelt waren, bestätigt und ins Werk gesetzt. Im Juli 1524 fand in Reval eine sogenannte Tagfahrt statt, eine Zusammenkunft der Abgeordneten Rigas, Revals und Dorpats, an der der Revaler Rat teilnahm und wo sich alle drei Städte verschworen, sich bei allen rechtmäßigen Sachen, sonderlich beim heiligen Evangelium zu unterstützen, und dem Bekenntnis solch' göttlichen Wortes Leib und Blut einzusetzen. Im April 1525 wurde den Einwohnern der Stadt verboten, auf den Dom zur Messe zu gehen. Ferner verordnete der neugewählte Superintendent, daß aller Gottesdienst in der Muttersprache der Zuhörer geschehen sollte, anstatt in lateinischer Sprache. Es wurde den Undeutschen eine Kirche bestimmt, da sie Sonntags und dreimal wöchentlich christliche Unterweisung erhielten.

1524 hatte sich der Revaler Rat genötigt gesehen, das Dominikanerkloster zu schließen, weil die Mönche trotz wiederholter Vermahnungen das rechtschaffen gepredigte Wort Gottes verkehrten und sich in ihrem Privatleben auch alles Mögliche zu Schulden kommen ließen, wie namentlich Unterschlagungen und Erbschleichereien, Prassen und Wucher.

Frühere Klöster Revals.

Das ehemalige Dominikanerkloster zu St. Katharinen.

Während der ersten Dänenansiedelung soll auf dem Dom ungefähr an der Stelle der heutigen Domschule ein kleines Kloster der Predigermönche bestanden haben. Während der Ordensherrschaft aber war es eingegangen. 1246 sollen danach zwölf Dominikaner sich neben dem Schlosse auf dem Dom niedergelassen haben; sie verließen aber dieses Haus und erbauten das Kloster im Münkenhof. Da die Bettelmönche reich beschenkt wurden, so blühte das Kloster schnell empor; namentlich die Schwarzhäupter trugen viel zur Ausschmückung desselben

bei. Alles von ihnen für die katholische Kirche angeschaffte, wie Bücher, Bilder, Meßgewänder, welche sollten sie jedoch selbst in Aufsicht nehmen. Mit voller Berechtigung brachten sie daher, als das Kloster später einging, das wertvolle, für den Altar unserer lieben Frau gestiftete Bild in ihr eigenes Haus zurück.

Das Kloster mit seinen Nebengebäuden nahm den ganzen Flächenraum zwischen der Rußstraße, damals Münkenstraße, und der Stadtmauer ein, von der jetzigen Münkenstraße an bis ungefähr zu den Häusern, welche der Post gegenüber liegen. Ziemlich in der Mitte dieses Platzes erhob sich die geräumige St. Katharinenkirche und an deren Nordseite das Kloster. Von Westen her führten zwei Portale in die Kirche, von der jetzt ein Teil als Speicher dient. Vom Hofe des jetzigen Kochschen Hauses aus sieht man diese schönen gotischen Türen mit den reichverzierten Laibungen. Der Turm war zwischen Chornische und Ostwand eingebaut. An Stelle des einstigen Refektoriums ist die jetzige katholische Kirche erbaut worden, und deren Fenster gehen auf den Klostergarten hinaus. Von den Kreuzgängen, welche ihn umgaben, haben sich nur der westliche und östliche und die Fortsetzung des südlichen erhalten, die zum Klosterkornhause führte. Dieser geräumige Bau liegt an der Rußstraße und ist, nachdem das Kloster als solches eingegangen war, zu einem Büchsen- und Artilleriehaufe der Stadt eingerichtet gewesen; aus jener Zeit mögen die beiden Rundbogenportale an der Straßenfront stammen. Jetzt dient er als Speicher. Das der katholischen Kirche gehörige Wohnhaus daneben mit einer alten Diele mag dem fünfzehnten Jahrhundert und das nächstfolgende dem sechzehnten Jahrhundert angehören.

Im September 1524 brauste der Bildersturm durch die Hallen des Klosters, wo die Altäre und Schränke geplündert, die Statuen der Heiligen zerfchlagen wurden.

Doch retteten die schlauen Mönche viele Kostbarkeiten, denn als sie merkten, daß es mit ihrem Aufenthalte in der Stadt bald zu Ende gehen würde, begannen sie in aller Stille die Klosterschätze fortzuschaffen. Diese gehörten ihnen aber nicht und der Rat bestand auf ihrer Auslieferung. Er löste 1525 das Kloster auf. Er gab dabei zu bedenken, daß er bisher wiederholentlich in aller Güte Anträge gemacht habe, die aber mit Verachtung aufgenommen worden wären. So

zogen denn die Schwarzmönche nach Borkholm ab. Das Kloster wurde von der Stadt in ein Krankenhaus verwandelt, brannte aber 1532 ab; wie Ruffow behauptet, von der Nachsucht der Mönche angesteckt.

Das Michaeliskloster der Cisterciensernonnen

wurde 1249 vom Dänenkönig Erich Plogpennig gestiftet und lag ursprünglich außerhalb der Stadt, wurde aber 1310 bei Errichtung der Ringmauer in dieselbe hereingezogen. Die hier gelegene Pforte bekam den Namen Süstern-, das ist plattdeutsch Schwesternpforte, nach dem Nonnenkloster. Es umfaßte den ganzen Raum von der Süsternpforte bis zur Breitstraße und Speichergasse, ja, die Olafirche hat zeitweilig auch dazu gehört. Es erfreute sich reicher Schenkungen, namentlich von Seiten der harrisch-wierischen Ritterschaft, die ihre Töchter vielfach darin unterbrachte. Nach dem großen Brande Revals von 1433 errichteten Revaler Bürger das Kloster von Grund aus neu. Zur Zeit der Reformation entwichen vier Nonnen aus dem Kloster und verheirateten sich mit Söhnen der Stadt, ohne daß eine Strafe erfolgt wäre; doch blieb das Kloster noch längere Zeit in seiner katholischen Fassung bestehen, obgleich in der Person des lutherischen Schullehrers Hermann Gronau der erste protestantische Nonnenprediger im Kloster wirkte. Endlich wurde 1543 das Kloster in eine weibliche Bildungsanstalt umgewandelt, die auch Zuchtschule genannt wurde. Sie stand unter der Leitung der letzten Äbtissin, Elisabeth Zoegel, die zur lutherischen Konfession übertrat. Die weisen Vorschriften, welche bei dieser Gelegenheit den Jungfrauen für ihr Verhalten und ihre Beschäftigungen gegeben wurden, finden wir bei G. v. Hansen: Kirchen und Klöster Revals.

1630 baten Stadt und Ritterschaft Gustav Adolf, ihnen statt der Mädchen- eine Knabenschule zu eröffnen; und so erließ Gustav Adolf, während er sich im Feldlager des dreißigjährigen Krieges in Deutschland befand, im Februar 1631 den Befehl zur Begründung eines königlichen Gymnasiums in Reval für die Söhne der Bürger und des Adels. So entstanden aus den Klosterräumen Klassen und Lehrerwohnungen. Das alte Refektorium wurde die Aula der Schule, die frühere Klosterkirche wurde der schwedischen Garnison eingeräumt.

Das Gymnasium bekam eine eigene Druckerei in einem der Klostergebäude.

Unter der russischen Herrschaft hieß die Schule Gouvernements-Gymnasium, behielt aber die deutsche Unterrichtssprache bei und lieferte dem Staate gute Diener auf allen möglichen Gebieten des Lebens. Die Lehrer führten in ihren Wohnungen im Kloster ein geistig angeregtes Leben. Da sie in der Mehrzahl große wissenschaftliche Kenntnisse besaßen, verwendeten sie dieselben vielfach auch zum Privatstudium; sie kamen an bestimmten Tagen zusammen, lasen sich ihre Arbeiten vor, und begründeten so die „literarische Gesellschaft“, die sich aus diesen kleinen Anfängen zu größerer Blüte entwickelt hat. Ich spreche bereits vom neunzehnten Jahrhundert. Sie stellten eine Sammlung von naturwissenschaftlich interessanten oder historisch denkwürdigen Gegenständen zusammen, die bald im kleinen zur Verfügung stehenden Raume im Kloster nicht mehr Platz fand, und in die größeren Gemächer im Hause der Kanutigilde übergeführt wurde. So entstand das estländische Provinzialmuseum, das durch Schenkungen aus dem Publikum, durch Sammlungen von Waffen oder sonstigen Produkten fremder Länder, die estländische Reisende mitbrachten, immer mehr anwuchs. Über all dieses siehe L. v. Bezold: „Schattenrisse aus Revals Vergangenheit“, der unter anderem sehr interessant schildert, wie aus geschenkten, geschwärzten Leinwandstücken, aus denen niemand klug wurde, dank eifrigem Reinigen sich allmählich die alten Bilder entpuppten, die wir jetzt im Museum neben dem Porträt der Sängerin Mara hängen sehen.

Zur Zeit der Russifizierung wechselte die Schule Unterrichtssprache und Namen, und wurde das jetzige Nikolaigymnasium.

Lätare.

In meiner Jugend wurde uns am Lätaretage, eine halbe Flasche Wein und ein sehr großer Timpfwecken, ein vierzipfliges Weißbrot, ins Haus gesandt, was uns Kindern viel Spaß machte. Das geschah, weil mein Vater Ältester der Ranutigilde war und alter Überlieferung gemäß, der Rat den Familien der Gildeältesten am Lätaretage die genannten Leckerbissen zustellte. Es war eine Erinnerung an jene Zeiten, wo der Lätaretag eine wichtige Rolle im Leben der Stadtgemeinde spielte. Zu Lätare trat der Ältermann der großen Gilde mit einem Ausschuß aller drei Gilden vor den Rat, um eine Rechenschaftsablegung über die Stadtverwaltung anzuhören, worauf er für gute und getreue Administration dankte. Dem feierlichen Akte ging eine Bewirtung in der Nebenstube voraus und eine gesellige Vereinigung folgte ihm.

Der Rat.

Seit den ältesten dänischen Zeiten hatten die oberste Gewalt in Estland: auf dem Dom der im Schloß residierende Hauptmann, der den König vertrat, und die von der Ritterschaft gewählten Landräte, — und in der Stadt der Rat, der die volle Gerichtsbarkeit besaß und mit den Vertretern der Stadtgemeinde allein das Regiment in Händen hatte. Er übte diese Macht bis zum Jahre 1878 aus, wo die Aufhebung der alten Verfassung zugunsten der russischen Städteordnung vor sich ging. Er bestand aus vierundzwanzig, später vierzehn Ratsherren oder Ratmännern und vier Bürgermeistern, die aus den angesehnen Stadtbewohnern freien Geschlechts gewählt wurden und nicht Handwerker sein durften. Ebenso wie den Rittern und Geistlichen

gebührte ihnen die Anrede „Herr“. Bis ins fünfzehnte Jahrhundert wechselte der Bestand des Rates, indem die Hälfte seiner Glieder jährweise aus- und eintrat. Die gerade amtierenden Ratsherren und Bürgermeister hießen der „sitzende Rat“, die anderen der „alte Rat“. Die Beschlüsse des Rats, die „Ratswillküren“, wurden der auf dem Rathhausplatz versammelten Gemeinde aus einem Fenster des Rathhauses verkündet; später war es üblich, wenn der Rat etwas anzuzeigen hatte, daß der Stadtsekretär, von einem Trompeter geleitet, durch die Straßen ritt und nach gegebenem Trompetensignal den Zuhörern seinen Auftrag vorlas.

Nach lübischem Recht wurde in den ältesten Zeiten dreimal jährlich, wahrscheinlich auf dem alten Markte, eine öffentliche Versammlung aller Stadtbürger „das echte Ding“ abgehalten, wo über Erbschafts-, Immobilien- und Kommunalsachen beschlossen wurde. Später fanden während der sogenannten „Juridiken“ Verkäufe statt „vor öffentlichem Rat, wenn die Glocke geht“, das heißt, die Ratsglocke wurde geläutet, während das betreffende Rechtsgeschäft ins Hauptbuch eingetragen wurde. Dieselbe Glocke hängt noch in einem Gemach des Rathhauses, unweit eines Fensters nach dem Markte hin. Der Rat wählte aus seiner Mitte die Männer, welche verschiedene Ämter zu versehen hatten: drei Bögte für Gerichtssachen, zwei Kämmerer zur Verwaltung des Stadthaushaltes, die Wetteherren zum Erheben und Bewahren von Strafgeldern, die Accise- oder Bierherren zur Verwaltung der Gefälle für Wein und Bier, die Mühlen-, die Bau-, die Wall- und Büchsenherren, welche über die Stadtmühlen, die städtischen Gebäude, die Befestigungen und Geschütze gesetzt waren; endlich die Schoßherren, welche über die Steuern Aufsicht führten. Die Ratsglieder versahen ihren Dienst als Ehrenamt umsonst. Dem Rat lag auch die Grenzbereitung ob, welche Abgeordnete des Rats und der Gilden alle paar Jahre hoch zu Ross vornahmen, um die Grenzen der Stadt zu besichtigen. Eine solche Bereitung hat noch 1806 stattgefunden. In der Stadt hatte der Rat den militärischen Oberbefehl. Ihm kam auch die Vertretung der Stadt nach außen zu; er fertigte aus seiner Mitte Abgesandte, sogenannte Sendeboten, ab zur Verhandlung mit in- und ausländischen Landesherren, zu den Hansatagen in Deutschland, zu den livländischen Städte- und Landtagen. Diese Reisen waren kostspielig und nicht

ungefährlich, denn es kamen unterwegs Überfälle und Plünderungen vor. Gewöhnlich reisten zwei Ratsglieder mit einem Gefolge von Ratsknappen zu Pferde. Speise, Getränke und Futtermittel wurden mitgenommen.

Das Rathaus.

Der Rat hielt seine Zusammenkünfte im Rathause. Das ursprüngliche Rathaus wird sich wahrscheinlich am alten Markt befunden haben. Was man aber jetzt daselbst als das „alte Rathaus“ bezeichnet, ist das in seinem Untergeschoß noch mittelalterliche, neuerdings durch Budenanlagen stark veränderte Gebäude, das als Pack- und Kaufhaus der fremden Kaufleute diente, die hier ihre Waren an zwei bestimmten Wochentagen im Engroßhandel verkaufen durften. Der obere Teil des Hauses ist im 17. Jahrhundert von mehreren Ratsverwandten neu aufgeführt worden, als er wegen Baufälligkeit einstürzte, worauf die Jahreszahl 1656 hindeutet. Das jetzige Rathaus, ebenso wie der freie Platz davor, ist erst nach dem großen Brande von 1288 entstanden, denn bei Ausgrabungen ist man mitten auf dem großen Markte auf Hausfundamente gestoßen.

Das Rathaus wendet seine Nordseite dem Markte zu. Leider ist der durch Spitzbögen getragene Laubengang, der das Untergeschoß zierte, durch hineingebaute Buden verunstaltet worden. In der Reihe der spitzbogigen Fenster darüber sondert sich eine Gruppe von drei verschieden hohen Fenstern ab, die die Ratsstube erhellen und sich in ihren Abmessungen der Wölbung des Raumes anpassen. Unter denselben sehen wir in einer Mauernische ein uraltes Heiligenbild. An die kurze Ostseite des Rathauses schmiegte sich früher das Schließerhaus, ein kleiner Anbau, der zu ebener Erde Buden und darüber die Amtswohnung des Stadtschließers enthielt. Jetzt sehen wir an der Mauer die beiden Stadtwappen, von denen das große drei blaue Löwen in goldenem Felde enthält. Gekrönt wird es von einer aufrechtstehenden Jungfrau.

Über den beiden Wappen tritt der schlanke, achteckige Turm ein wenig aus der Mauer vor, zeichnet sich mit seinen geschwungenen Kuppeln und durchbrochenen Galerien anmutig gegen den Himmel

ab und trägt auf seiner Spitze die fast lebensgroße Gestalt des Thomas, eines Landsknechtes, der den Bürgern anzeigt, aus welcher Richtung in Reval der Wind weht. Dieser Turm wurde 1635 unter der Leitung des Ratsherrn Johann Müller von Runda, des Schwiegervaters des Olearius, an Stelle eines baufällig gewordenen erbaut.

In der westlichen Hälfte des Erdgeschosses im Rathause befindet sich ein gewölbter, von vier gedrungenen Pfeilern getragener Raum, in dem einst die Folterkammer war. Jetzt ist das Stadtarchiv mit seinen Schätzen an historischen Dokumenten darin untergebracht. Darüber liegt ein wundervoller Bürgeraal, wie er in seiner Art vielleicht einzig in den Ostseeprovinzen erhalten ist. Leider merkt man jetzt nichts von seiner einstigen Pracht, da eine später eingezogene Holzdecke ihn in zwei Etagen teilt, die wiederum in einzelne, dem Stadtamt dienende Gemächer gegliedert sind. Früher war die Stadtschreiberei in dem Hause am Markt untergebracht, in dem sich noch jetzt wie damals der große Stadtscharren befindet. Es wäre wohl an der Zeit, dem Rathause seinen Laubengang und seinen herrlichen Saal wiederzugeben. Dieser nimmt die ganze Breite des Obergeschosses ein, hat als Decke sechs Kreuzgewölbe, die sich auf zwei schlanke Pfeiler stützen, und geht mit fünf hohen Fenstern auf den Markt, mit vier Fenstern auf die schmale Straße hinter dem Rathause hinaus, wo die Stadtbüttlei lag. Nun stelle man sich diesen schönen Raum im Glanze der Kerzen und Fackeln dar, gefüllt mit den farbenprächtigen, mittelalterlichen Gestalten der Bürger und Gäste, die die breite, direkt in den Saal mündende Freitreppe hinaufschritten, um sich zu den Festen des Rates zu versammeln. Dieser mußte die Stadt auch in der Hinsicht vertreten, als er vornehmen Angereisten gegenüber eine standesgemäße Gastlichkeit auszuüben hatte. Besonders prächtig gestalteten sich die Gastereien beim Einritte eines Ordensmeisters, der mit seinem ganzen Gefolge aufgenommen wurde.

„Während des Mahles und des Gelages brannten nach alter Sitte neben dem Meister zwei riesige, grüngefärbte Wachsfackeln, und Musik spielte, wobei die Ratskapelle von den Spielleuten des Ordensmeisters unterstützt wurde. In älterer Zeit begleiteten den letzteren außer seinen Spielleuten auch seine Gecken oder Hofnarren, die das Mahl wohl mit Späßen würzten und von der Stadt regelmäßig Geldgeschenke

erhielten. Zum Zeitvertreib trat auch wohl der Schulmeister mit seinen Gesellen auf — so nannte man damals den Stadtschulrektor und seine Lehrer — und gab Darstellungen aus Terenz' Komödien oder Gesangsvorträge zum besten, was ihm mit einem „Trankgelde“ gelohnt wurde. Eine Menge Schafe, Schinken, Geflügel, Hasen, Fische, ein halber Ochse usw. wurden bei solchen Gelegenheiten verzehrt; ein würziges, feines Gebäck unter dem Namen Tabulat und Regal, vergoldet und versilbert, Konfekt und Früchte, auch wohl ein vergoldeter Pfau wurden aufgetragen. An verschiedenen Sorten besseren Käses konsumierte man allein zweieinhalb bis drei Liespfund. In Strömen floß das Getränk, Rheinwein, Hamburger, Einbecker und anderes Bier.“

Während drinnen fröhliche Musik ertönte, drängte sich die schaulustige Menge auf dem Marktplatz. Dieser war überhaupt der Schauplatz allen öffentlichen Geschehens. Häufig sah man hier Rats- und Gildeglieder in eifrigem Gespräch lustwandeln, denn es war nicht Sitte, städtische Angelegenheiten daheim in den Häusern zu verhandeln. Über den Markt ging der feierliche Zug der Ratmänner, wenn sie bei bestimmten Gelegenheiten sich zum Gottesdiest in die Ratskapelle, die Kirche zum heiligen Geist, begaben; über den Markt gingen auch die fröhlich geschrittenen oder gesprungenen Lusttänze der Gildeglieder. Auf dem Markte fanden auch die Ringelrennen und Turniere der Schwarzhäupter statt. Freilich ging es dabei nicht immer ganz friedlich zu. „Am ersten Februar 1536, während die Bewirtung des Ordensmeisters Brüggenei auf dem Rathause stattfand, unternahm ein Edelmann und ein Kaufgeselle ihm zu Ehren auf dem Markte ein Kampfspiel, wobei der Kaufmann den Edelmann aus dem Sattel stach. Dieses erregte den Adel dermaßen gegen die Städter, daß ein großer Tumult entstand und man beiderseits vom Leder zog. Der Meister gebot aus dem Rathause Ruhe und warf, da solches nichts half, seinen Hut und Brot vom Tische unter das Volk. Aber vergebens.“ — „Endlich ist“, wie der Chronist Ruffow schreibt, „dieser Auflauf durch Herrn Thomas Wegesack, Bürgermeister, welcher ein ansehnlicher Mann gewesen, gestillet worden.“

Sehenswert ist die von Kreuzgewölben überspannte Ratsstube, die sich in der östlichen Hälfte des Obergeschosses befindet und vereinigt,

was sich von Kunstwerken früherer Zeiten erhalten hat. Da sind zunächst an den Wandflächen zwischen den Gewölbebögen acht Lünettenbilder von der Hand des Revaler Malers Johann Afen aus dem 17. Jahrhundert.

Sie stellen Szenen aus der biblischen Geschichte dar. Darunter zieht sich ein wunderschön geschnitztes Holzgestirn aus derselben Zeit hin. Auch die Rücken- und Seitenlehnen des alten Gestühls zeigen interessante Schnitzereien, die u. a. Tristan und Isolde, Simsons Kampf mit dem Löwen, Davids Kampf mit Goliath, Simson und Delila, Aristoteles und Phyllis darstellen. Ferner haben wir da den Lauscher und den Schweiger: eine Seitenlehne wird von einem geschnitzten Christuskopf mit dem Heiligenschein bekrönt, über den sich eine kleine, männliche Figur mit allen Zeichen der Spannung lehnt. Das Sinnbild der Neugier, die auch das Heiligste nicht verschont. Das Schweigen wird durch den Kopf eines Mannes bezeichnet, dem die Zunge in dem geöffneten Munde fehlt. An beiden Lehnen finden wir außerdem die Darstellung einer stilisierten Rose als Hinweis darauf, daß im Rat alles sub rosa besprochen wird, das heißt, daß darüber Schweigen bewahrt werden muß.

Bei festlichen Gelegenheiten werden die Wände der Ratsstube mit kostbaren, gewirkten Teppichen, sogenannten Gobelins, bekleidet, die vom Jahre 1547 stammen und wahrscheinlich in Brügge gewebt worden sind.

Der Thomasabend.

fällt auf den 20. Dezember. Das ist ein Tag, der in katholischen Landen noch eine gewisse Bedeutung zu haben scheint; nach Rosengers Erzählungen kündet er dem Volksaberglauben die Zukunft. Bei uns spielt er jetzt keine Rolle mehr, wurde aber in früheren Zeiten gefeiert. Denn an diesem Tage wurden in feierlichem Zuge die Stadtabgaben, Schoß genannt, aufs Rathhaus gebracht, und danach fanden Schmausereien in den Gilden statt.

Die Gilden.

Das Wort „Gilde“, das im Dänischen „Gelage“ bedeutet, ist wohl auf das Stammwort Geld zurückzuführen; es bedeutete also ursprünglich ein für gemeinschaftliche Geldbeiträge veranstaltetes Gelage. Im Laufe der Zeit veränderte es aber seinen Charakter, aus dem Scherz wurde Ernst, aus dem frohen Schmause wurde gediegene Arbeit, und das Wort bezeichnete nunmehr eine geschlossene Gemeinschaft zu gegenseitiger Unterstützung. Als solche finden wir auch die Gilden in Reval; sie stellten die eigentliche Stadtgemeinde oder Bürgerschaft dar, und zerfielen in die „Kindergilde“, vom 16. Jahrhundert an „Große Gilde“ genannt, und in die Handwerkerghilden des heiligen Ranutus und des heiligen Dlaus. Die Gildebrüder waren verpflichtet, einander in allen Nöten des Lebens im In- und Auslande beizustehen.

Das Wort „Kinder“ bezeichnet in der älteren Sprache eine Gesamtheit von Menschen, wie man noch heutzutage von Stadt- und Landeskindern spricht. Unter Schiffskindern verstand man die Schiffsbemannung. In älteren Schragen werden sämtliche Brüder der Ranuti- und Dlaigilde Gildekinder genannt. So bedeutet „Kindergilde der Kaufmannschaft“ die Gesamtheit der Kaufherren. Als Glieder der Gilde galten auch die Frauen und Witwen der Brüder,

wenn sie auch an „Steven und Drunken“ nicht teilnehmen durften. Die Versammlungen der Gildeglieder hießen „Steven“, außerordentliche Versammlungen „Beisteven“. Hier wurden außer den laufenden Angelegenheiten des städtischen Gemeinwesens die in den Gilden geltenden Regeln und Gesetze, die „Schragen“ beraten. Den Gilden standen ein Altermann, der den Regimentstaf und die Gildeſchlüſſel führte, und zwei Beiſitzer vor, die nach Ausdienung ihrer Amtszeit in die „Alteſtenbank“ traten. Die jüngeren Gildeglieder bildeten die „Jüngſtenbank“. Der Altermann hatte die Gilde nach Außen zu vertreten, die Aufficht über ſie zu führen und ihre Verſammlungen zu leiten; der Altermann der Großen Gilde führte im Namen der Stadtgemeinde das Wort vor dem Rat; ſeine Stellung war daher ſehr angeſehen und einflußreich.

Die Gilden hatten die Wahlen zu verſchiedenen Ämtern in der ſtädtiſchen und kirchlichen Verwaltung, der Armen- und Krankenpflege vorzunehmen; ſie wählten auch aus ihrer Mitte die Schaffer oder Gerbeleute, welche die Faſtelabende und Weihnachtsdrunken anzurichten hatten. Zu Faſtelabend fand auch die Aufnahme neuer Brüder ſtatt, wobei guter Ruf und unbeſcholtene Abkunft erforderlich waren.

„Drunken“ waren mit Gelagen verknüpfte, geſellige Zuſammenkünfte der Gildebrüder, zu denen auch Gäſte eingeführt werden konnten; es wurde dabei vornehmlich Bier getrunken. Wenn ſich ein Teilnehmer in der Trunkenheit vergaß, konnte er in die „Jungfer“ geſperrt werden; das war ein käfigartiger Behälter im Gildefeller. Solche und andere Strafen zu verhängen, ſtand der Alteſtenbank das Recht zu. Am Schluß der Drunken „beging man die Brüder“, welche im Laufe des Jahres geſtorben waren; d. h. man gedachte ihrer, indem man ihre Namen nannte. Mit dem Wort „begehen“ hängt auch der Ausdruck „Reichenbegängnis“ zuſammen. Namentlich gedachte man der Verſtorbenen am Allerſeelentage, der „Hinkepe“ genannt wurde; forumpiert aus dem eſtniſchen hinge päew = Seelentag. An dem Tage fanden nach der Seelenmeſſe Schmauſereien ſtatt. Dieſe Verſchmelzung kam oft vor. So war z. B. das Singen geiſtlicher Lieder bei Gelagen ein Ausdruck der Religioſität. Es heißt in einer Verordnung zu Öſtern: „Die Brüder ſollen zuſammenkommen um der Auferſtehung unſeres

Herren willen, trinken eine gute Tonne Biers und singen „Christ ist auferstanden“. Die Fastelabenddrunken fielen in die Fastnachtszeit, die Weihnachtsdrunken dauerten von kurz vor Weihnachten bis Anfang Januar. Zu der Zeit hing das Gildebanner heraus und der Gildeskeller war von 1 Uhr mittags bis Mitternacht geöffnet. In die Zeit der Drunken fielen auch ein Damenball in der Gildestube und die Austänze aus der Gilde in das Rathaus und zurück, von Herren und Damen mit Vor- und Nachtäänzern, mit Licht- und Fackeltänzern ausgeführt.

Drunken fanden noch im 17. Jahrhundert statt, wurden aber allmählich durch Schmausereien zu Vätare und am Thomasabend ersetzt.

Für die Gilden war das Jahr in Hölse eingeteilt, die nach den in diese Zeit fallenden Ereignissen benannt wurden; so war der Maigrafenhof die Zeit, in welcher das Maigrafenfest stattfand. Die Hölse dauerten von Weihnachten bis Fastelabend — bis Ostern — bis Johannis — bis zum Tag der Krautweihe (15. Aug.) — bis Michaelis — bis Martini — bis Weihnachten.

Im 14. Jahrhundert stiftete die Große Gilde zur Unterstützung verschämter Hausarmen die sogenannte „Tafelgilde“. Sie führte ihren Namen nach der Tafel, dem Tische, der in einem Raume der Heil. Geistkirche stand, und an dem die in Lebensmitteln bestehenden Gaben an bestimmten Feiertagen ausgeteilt wurden. Sie hieß auch Hausarmentafel zum Heil. Geist, und wurde von einem Vormund mit seinen Gehülften, den Schaffern, verwaltet. Der Vormund wurde auch Zuhauer genannt, weil er das auszuteilende Fleisch zu zerhacken hatte. Gabeln waren damals noch nicht im Gebrauch. In Erinnerung an diese alte Sitte soll auch in der Ranutigilde noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei gewissen Festgelagen das Fleisch zerhackt und mit Löffeln gegessen worden sein. Einer anderen Überlieferung nach ist die Gabel dort verpönt gewesen, seit ein Handwerksbursche im Streit mit einer Gabel erstochen worden. Ende des 16. Jahrhunderts hat die Speisenverteilung der Tafelgilde aufgehört, doch als Hausarmenkasse dauert diese milde Stiftung noch bis jetzt fort.

Bei der Großen Gilde bestand auch die Brauerkompagnie, eine

Genossenschaft, deren Glieder allein das Recht des gewerbsmäßigen Bierbrauens hatten. Dieses Recht, das sehr einträglich war durch den Ausschank des Bieres, ging durch Heirat mit der Tochter eines solchen Gliedes, mit einer sogenannten „Braupfanne“, auf den Schwiegerohn über. Dieses Vorrecht ist in neuerer Zeit von der Regierung aufgehoben worden. Die Handwerker durften nur für ihren eigenen Bedarf Bier brauen.

In katholischer Zeit war die Nikolaikirche die Hauptkirche der Großen Gilde, die dort ein paar Altäre hatte. 1528 beschließen die Gilden, das „reine Wort Gottes“ zu halten, d. h. lutherisch zu werden, — und verbieten ihren Gliedern bei Strafe, auf den Dom, zu den Schwestern oder ins Brigittenkloster zu reiten oder zu fahren, um dort Messe, Taufe oder dergleichen halten zu lassen.

Bei der Stadtverteidigung hatte die Große Gilde in alter Zeit neben dem Rat und den Schwarzhäuptern die Reiterei zu stellen, während die kleinen Gilden die Infanterie bildeten. Jeder Zunftmeister mußte an Bewaffnung Harnisch, Armbrust und hundert Pfeile, und in späterer Zeit Feuerwaffen besitzen. Die niedern Ämter waren mit Spießern bewaffnet.

Das Haus der Großen Gilde,

jetzt auch Börsenhalle genannt, steht seit dem Jahre 1410. Bis dahin bewohnte die Kindergilde ein Haus an der Scheidung der Lang- und Heil. Geiststraße. Nachdem der Neubau entstanden war, wurde das alte Haus verkauft mit der Bedingung, daß es bis zur Mittelwand abgerissen würde. So bekam das neue Gebäude mehr Licht, und es entstand der freie Platz zwischen der Kirche zum Heil. Geist, der Börsenhalle und dem jetzigen Studesehen Hause.

Die eine Schmalseite des Gildehauses mit dem Haupteingange und dem mächtigen Giebel ist der Langstraße zugewandt, die andere Schmalseite geht auf einen Hof hinaus, der an der Breitstraße liegt. Beide Straßen sind durch den Börsengang verbunden, der an der einen Langseite des Hauses hinläuft und mit überwölbten Toren abschließt. Die Stube mit den zwei Fenstern über dem Torweg an der Langstraße war früher die Accisekammer. Neben dem Torweg befindet

sich der Eingang zum Börjerkeller, allgemein als das „Süße Loch“ bekannt, der schon vor Jahrhunderten eine in den besten Kreisen sehr beliebte Weinstube enthielt. Siehe L. v. Bezold: Schattenrisse aus Revals Vergangenheit.

Über dem schönen Portal der Gilde tritt aus der Mauer eine fünfseitige Steinlaterne hervor, in der eine große Unschlittkerze angezündet wurde. Vor der Thür, zu der jetzt nur eine Anzahl Stufen emporführen, befand sich ehemals ein sog. Beischlag. Die Seiten oder Wangen desselben trugen in drei Absätzen gemeißelte Tafeln, die im Volksmunde als die drei symbolischen Schritte bezeichnet wurden, die in die Brauergilde führten. Sie zeigten erstens das Wappen der Schwarzhäupter, dann Adam und Eva unter einem Baume, und schließlich das Wappen der Großen Gilde. Der Schwarzhäupterbruder heiratet eine Braupfanne und kommt dadurch in die Große Gilde. Das Gildewappen, das zugleich das kleine Revaler Stadtwappen ist, also der Danebrog, ist zweimal im Giebel des Hauses in Vierpässen angebracht. An den eisenbeschlagenen Thürflügeln des spitzbogigen Portals finden wir aus dem 15. Jahrhundert stammende Bronzetürklopfer, Löwenköpfe, die einen Klopfring zwischen den Zähnen halten. Der eine trägt die Umschrift: „Gott de ghebenediet al dat hiir is unde noch komen sal.“ und der andere: „anno domini millesimo CCCCXXX O rex gloriae xpe (Christe) veni in pace.“

Das von Kreuzgewölben überspannte Vorhaus, das durch ein Spitzbogenfenster links vom Eingang erhellt wird, macht leider nicht mehr den schönen Eindruck wie früher, weil es durch Scheidewände zerstückelt ist. Links führt eine kleine Treppe zur Accisefammer hinauf. Rechts davon befindet sich die Kleine Gildestube, von der auch wieder ein Teil abgetrennt ist. Sie hat zwei Fenster zur Straße hin; sie zeigt in zwei Lünnettengemälden aus der Geschichte Revals den Einzug des Margrafen v. L. von Bezold und den Empfang des ersten lutherischen Predigers durch den Rat von Sprengel.

Den weitaus größeren Teil des Hauses nimmt der Große Gildensaal ein, ein zweischiffiger Raum, dessen acht Gewölbe auf drei Pfeilern in der Mitte des Saales ruhn. Die Pfeiler machen einen gedrungenen Eindruck, weil sie zum Teil in dem in späteren Zeiten erhöhten Fußboden stecken. Der Saal wird von acht großen spitzbogigen Fenstern

erhellet, die theils auf den Borsjengang, theils auf die anstoßenden Höfe hinausgehen. Im Mittelalter waren sie mit Glasmalereien und Wappen geschmückt, und auch die Säulen hatten farbigen Schmuck. Dem untern Teil der Wände entlang lief ein Holzpaneel, das 1650 von einem ausländischen Meister erneuert wurde, der mit zwei Gesellen ein halbes Jahr dran arbeitete. Der Saal wurde erwärmt durch einen großen Ofen aus Fliessteinen. Die Diele scheint aus Stein gewesen zu sein, da sie mit einem Schrapeisen gereinigt wurde.

Es war Sitte, größere Gesellschaften, Hochzeiten oder Rosten und dergleichen in diesem Saale zu feiern, nachdem die kirchliche Handlung vollzogen war. Da sich bei solchen Gelegenheiten großer Prunk entfaltete, sah sich der Rat gezwungen, von Zeit zu Zeit Hochzeits- und Kleiderordnungen zu erlassen, in denen je nach dem Vermögen des Gastgebers die Anzahl der einzuladenden Gäste und der zu reichenden Schüsseln genau bestimmt war. Ebenso wurde den Frauen vorgeschrieben, wieviel und welchen Schmuck sie je nach ihrem Stande anlegen durften. (Siehe Hansen, Miscellaneen.) Die häufige Wiederholung dieser Vorschriften deutet darauf hin, wie vielfach sie übertreten wurden.

Bei der Roste saßen die Neuvermählten an der Brauttafel; unter deren Platte befand sich ein Schränkchen, wo der jeweilige Ältermann den „Willkomm“ aufbewahrte. Das war ein Humpen mit vergoldetem Deckel. Handschriften und Schragen bewahrte er auch noch in seiner Lade. Den andern Teil des Inventars hatte der Hausknecht in Verwahrung, als da waren Zinnkannen und -becher, Leuchter, Kessel, Pfannen, Kuchenfässer (Faß war eine Schüssel für Speisen,) Bricken, das sind Scheiben für die Billentafel, ein GesellschaftsSpiel.

In einem alten Schragen heißt es: Wenn man Frauen und Jungfrauen hat, es sei Weihnachten oder Fastelabend, und der Ältermann, Schinken oder sonst was zuvorgeben will, so mag er von den jüngsten Brüdern zwei, die ihm dazu passend sind, wählen, den Frauen und Jungfrauen von allen Gerichten vorzuschneiden.

Die *K a n u t i g i l d e* wurde von den Meistern der vornehmeren Ämter oder Handwerkerzünfte gebildet, zu denen Krämer und Schiffskapitäne kamen. Ihre Organisation glich derjenigen der großen Gilde. Sie hatte ihr Haus an derselben Stelle in der Langstraße, wo sie seit

1864 einen Neubau besitzt, in dem auch das estländische Provinzial-Museum untergebracht ist.

An der Front des Hauses sehen wir die Statuen Luthers und des Dänenkönigs Kanutus, von dem die Geschichte meldet, er habe um das Jahr 1000 Estland vorübergehend besessen.

Die *Maigilde*, welche die niederen Ämter umfaßte, wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts mit der *Kanutigilde* verschmolzen, doch hat sich der wunderschöne Saal derselben mit seinen auf schlanken Säulen ruhenden Sterngewölben erhalten, der durch eine Luftheizung erwärmt wurde. Jetzt ist die Stein- und Glaswarenhandlung von Ripp darin untergebracht. Der einstige hohe Giebel des Hauses ist gefallen, wie leider so viele seiner Brüder.

Außerdem gab es noch im Mittelalter die *Schiffergilde*, welche die Gertrudenskapelle vor der großen Strandpforte besaß, und die eng mit ihr zusammenhängende *Gertrudengilde*, die sich mit Krankenpflege befaßte. Ferner die *Antoniusbrüderschaft* zur Pflege Pockenkranker, welche die Kapelle auf dem *Tönnisberge* besaß. Die Handwerker auf dem Dom taten sich zur *Domgilde* zusammen, die noch heute besteht; sie erhielt von *Plettenberg* ein eigenes Grundstück geschenkt. Ihr Haus befindet sich neben der *Domschule*.

Die Zünfte.

Da die *Revaler* Bürger Nachkommen eingewanderter *Westfalen* und anderer *Niedersachsen* waren, so befolgten sie auch die Bräuche ihrer Väter. Die Handwerker waren in Deutschland je nach ihrer Beschäftigung in *Zünfte* oder *Znnungen* geteilt, und die unsern waren denselben Gesetzen wie dort unterworfen. Wer sich ein lebhaftes Bild von dem Leben und Treiben in den Zünften machen will, der lese den „*Sülzmeister*“ von *Julius Wolff*.

Der Junge oder *Lehrbursch* stand unter der Zucht des Meisters und lebte wie ein Familienglied in dessen Hause. Noch in meiner Jugend war das der Fall. Ich erinnere mich eines hübschen Brauches, der den Lehrlingen zu getreuer Pflichterfüllung auch im Kleinen ermuntern sollte. Zu seinen Aufgaben gehörte auch das *Reinhalt-*

der Lampen in der Werkstube. An dem Herbsttage nun, wo zum ersten Male bei Licht gearbeitet wurde, gab es bei Tisch Gänsebraten und ein Glas Wein, und beim Anstoßen hieß es: Auf daß die Lampe hell brenne!

Nach Ausdienung der Lehrzeit wurde er freigesprochen und trat als Gesell die Wanderschaft an. Heimgekehrt hatte er erst ein Jahr bei einem Meister zu arbeiten, ehe er das Amt „eschen“, das heißt, sich um Aufnahme in dasselbe bewerben durfte. Diese erfolgte nach befriedigender Ausführung des Meisterstückes, das gewöhnlich drei Gegenstände umfaßte. Die Tischler hatten z. B. ein Kontor, (Tisch zum Auseinanderziehen) eine Lade oder Truhe aus weißem Holz und ein Brettspiel anzufertigen.

Der neuaufgenommene Meister trat in die Bürgerschaft und mußte sich verheiraten. Dem Amte standen ein Altermann und Beisitzer vor, die ebenso, wie die Amtsherren aus dem Rat, die Fabrikate der Zunftgenossen kontrollierten; die Gesetze, welche auch die Strafen für Vergehungen festsetzten, hießen Schragen, die Amtsversammlungen Steven. Böhn- oder Buschhasen, das sind Handwerker außerhalb der Zünfte, wurden nicht geduldet.

Zur Ordenszeit waren in Reval folgende Handwerke vertreten: Aderlasser oder Wundärzte und Barbieri, Bader, (Badstubenhalter), Armbrust- und Büchsenmacher, Bäcker, die u. a. auch Limpfwecken und Schonroggen (Feinbrod) buken, und Kuchenbäcker; Böttcher, Fischhöker (Händler), Fuhr- und Karleute, die Waren aus dem Hafen und Steine aus dem Steinbruch zu einer bestimmten Tage beförderten. Gerber zerfielen je nach der Zubereitung der Häute in Sämischmacher und Kesler, Lohgerber, Ledertauer und Korduaner. Ferner Glaser, Kistenmacher (Tischler), Maler. Da man die Kirchenfenster mit Malereien zu schmücken pflegte, war eine Verbindung der Glaser- und Malerzunft ganz natürlich. Ebenso natürlich war die Verbindung der Maler und Tischler. Politur und Lackierung kannte man damals nicht, sie wurden durch Bemalung oder Vergoldung ersetzt, wobei der Maler dem Tischler zur Hand ging. Die Maler wie auch die Glaser mußten das Zeichnen verstehen. Die Bildermaler gehörten noch bis zum vorigen Jahrhundert zur Malerzunft. Endlich die Glockengießer, die Goldschmiede, welche auch Silberarbeit machten. Von Zeit zu Zeit unterjuchte der Alter-

mann mit den Amtsherren das bei den Meistern vorhandene Edelmedall auf seine Echtheit. Kein Meister durfte das von ihm verarbeitete Silber mit seinem Zeichen versehen, ehe ein anderer Meister oder der Altermann es mit dem Beschauzeichen gestempelt hatte. Glas und unechte Steine durften nicht in Gold gefaßt werden.

Ferner gab es Hanfspinner, welche Kabelgarn und Schiffstau, Repschläger oder Seiler, die Stricke und Segelgarn zum Nähen der Segel verfertigten. Kürschner, Leinweber, Maurer und Steinhauer; ihre Arbeitszeit war genau bestimmt. Sie dauerte von 4 Uhr morgens, wenn die Frühmesse im Mönchskloster beendet war, bis 6 Uhr abends, wenn die Marienglocke der Mönchskirche zum Nachtgesang läutete. Dazwischen gab es drei Ruhepausen von je einer halben Stunde. Mündliche, die auf Richterfahrzeugen den Warenverkehr zwischen Schiff und Hafen vermittelten, Münzer, Radmacher, Sattler, Schmiede, zu denen Hufschmiede, Rannen- und Grapengießer, Kupferschläger, Rotgießer, die Messing verarbeiteten, Schwertfeger und Messerschmiede, Uhrmacher und Schlosser gehörten. Harnischmacher, Platen schläger, Schneider, Tuchscherer, Schuhmacher, Träger, Zimmerleute.

„Ein hoher Grad von sittlicher Kraft und praktischem Sinn tritt in den alten Schragen zu Tage. Mit großer Vorsorge suchten sie dem einheimischen Handwerker die bürgerliche Existenz und Nahrung zu sichern, das Familienleben, die Erziehung der Jugend und die Kameradschaftlichkeit innerhalb der Zünfte zu fördern, die gute Sitte aufrecht zu erhalten, Notleidende zu stützen, dabei frohe Geselligkeit zu bieten, die Solidität der Arbeit zu wahren und das Publikum in solcher Beziehung zu schützen“

Handel.

Der Lebensnerv Revals war und ist der Handel. Wenn im Mittelalter auch noch keine Dampfschiffe und Eisenbahnen ihre Kräfte in den Dienst Merkurs gestellt hatten, so zogen doch schwerbepackte Schlitzen im Winter über Land, und sobald die Schifffahrt eröffnet war, schweiften die Segelschiffe wie Wandervögel im Hafen aus und ein. Unsere Schifffahrt begann gewöhnlich um Ostern und dauerte bis Martini.

An den Wochentagen pulsierte ein reges Leben in den Mauern

der alten Hanfsstadt, das früh bei Öffnung der Tore erwachte. Da brachten die Bauern der Umgegend die Produkte ihrer einfachen Landwirtschaft zur Stadt. Das Markttreiben spielte sich bis vor wenigen Jahren, wo es vor die Karriforte verlegt wurde, vor dem Rathause ab. Da kauften die Einwohner ihre Tagesbedürfnisse, Fleisch aus dem Scharren, der sich auf derselben Stelle wie jetzt, im Stadthause am großen Markt befand; Brot aus den Brotschranken im Beckengang, wo der Handel in acht Läden von Gesellen oder Jungen betrieben wurde, die ihren Meistern zu Hause Rechenschaft abzulegen hatten. In den Hörterbuden bekam man gesalzenen und gedörrten Fisch, in den Krämerbuden in der jetzt Goldschmiedstraße benannten Krämerstraße gab es andere Viktualien; Schuhbuden befanden sich am Markte am Ausgang der Schuhgasse. Man konzentrierte die einzelnen Gewerbszweige in bestimmte Straßen. So wohnten die Schmiede und auch die Zinngießer in der Schmiede- oder Kannegießerstraße. Die nachmals Burchartsche Apotheke lag schon damals am Markte an der Mündung der Apothekerstraße, die vormals kleine Schneider- oder Schroderstraße wegen der dort wohnenden Schneider hieß. Ihre älteste Bezeichnung ist: „wo man zu den Mönchen geht“.

Die Karriststraße hat ihren Namen offenbar von estnischen Gütern erhalten (karri = Herde), die das städtische Herdenvieh dort ein- und austrieben zu einer vor der Karriforte befindlichen Viehtrift und Tränke.

Zu den beiden Strandpforten herein rollten die schweren Lastfuhrten mit den Waren, welche die Mündriche (Lastträger) aus den Schiffen geladen hatten. Diese Waren mußten an der Stadtwage geprüft werden, ehe sie an ihren Bestimmungsort weiter befördert wurden, der sich häufig in den weiten Bodenräumen der hochgiebeligen Häuser befand. Hier ragten überall Kranenbalken hervor, und den ganzen Tag kreischten die Rollen, wenn die schweren Warenballen zu den verschiedenen Bodenluken hinaufgewunden wurden. Vielfach wanderten sie auch ins „Steinhaus“. Aus den ersten Zeiten Revals, wo es noch Holzhäuser gab, hat sich diese Bezeichnung für den Speicher erhalten, denn zunächst wurde dieser, zur sicheren Aufspeicherung wertvoller Waren, aus Stein errichtet. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts war der Holzbau innerhalb der Stadt verboten und dieses

Gesetz war um so leichter einzuhalten, als das Material zum Steinbau ja sozusagen vor der Thür lag. Trotzdem wurde das Wohnhaus nie Steinhaus genannt, öfter finden wir die Bezeichnung: „Vaters und Sohnes Haus.“ Auf breiteren Grundstücken wurden die Gebäude gewöhnlich mit zwei, einem größeren und einem kleineren, oder auch mit anderthalb Giebeln aufgeführt und hießen dann Groß- und Kleinhäus, oder, wie eben erwähnt, Vaters und Sohneshaus. Wenn wir aufmerksam durch die älteren Straßen unserer Vaterstadt gehen, fallen uns noch viele derartige Gebäude in die Augen. Gewöhnlich war das Haus aber schmal und tief, ging oft von einer Straße bis zur andern durch. Ehe der Gebrauch des Glases allgemein wurde, gab es sogenannte Pflasterfenster, die mit Pergament, Blasen oder Marienglas versehen waren. Der Giebel trug oft eine schmiedeeiserne Wetterstange, die meist kunstvoll gearbeitet war. Über die Stufen des Beischlages, des erhöhten, mit Steinsitzen versehenen Vorplatzes vor der schön geschnitzten Haustür, trat man durch ein gotisches Portal in den weiten Flur, der zugleich als Warenlager diente und einen herrlichen Tummelplatz für die Kinder des Hauses abgab. Diese, oft durch zwei Stockwerke gehende „Diele“, wie es im Plattdeutschen heißt, und das war ja die hier gebräuchliche Mundart, — war durch ein oder zwei hohe vergitterte Fenster erhellt und hatte eine Balkenlage und einen fliesenbelegten Fußboden. Wie wir sehen, war also das Haus des Revaler Bürgers wohl verwahrt, daß er mit Recht auch auf sich den Spruch anwenden durfte: „Mein Haus ist meine Burg.“ In vornehmen Häusern hingen häufig große Ölgemälde, die Bilder der Ahnen, an den holzgetäfelten Wänden, wie wir sie noch an der schönen Diele des Huedschen Hauses an der Breitstraße bewundern. Es hat sich noch mancher interessante Flur, namentlich in der Lang- und Rußstraße erhalten. Im Hintergrunde der Diele führte eine mit geschnitztem Geländer und Docken versehene Treppe zu einer Galerie empor, aus welcher man in die Wohnräume gelangte. Diese waren in früheren Zeiten sehr bescheiden, auch bei begüterten Familien. Laut überlieferten Angaben hatte z. B. noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein höherer Beamter eine warme Stube und zwei ebenso große helle Kammern inne. Ähnlich war ein Pastorat beschaffen, wo eine helle Kammer als Studierstube diente. Die Küche war immer im Erdge-

schoß, oft ein dunkler Raum neben der Treppe, und bestand aus einem sogenannten Mantelschornstein, der durch alle Stockwerke hindurchging. Häufig befand sich auch zu ebener Erde hinter dem Flur, also mit dem Fenster zum Hofe hinaus, die Kontorstube des Hausherrn, wo die Geschäfte beraten und abgeschlossen wurden. Solch ein Raum ist noch im Duncelschen Hause in der Langstraße zu sehen, wemngleich zur Zeit in eine Tischlerwerkstatt verwandelt.

Ein Herrscher der damaligen Zeit mußte eine vielseitige, umsichtige und tapfere Persönlichkeit sein; da galt es die freundschaftlichen oder feindlichen Beziehungen zu den Nachbarstaaten zu beurteilen, um Weg und Ziel der Warenzüge festzustellen, den richtigen Zeitpunkt und Anschluß an ähnliche Unternehmungen zu finden, ja oft selbst sein Hab und Gut als Kriegsmann zu geleiten und mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Denn Land- und Seewege waren unsicher in jenen Zeiten.

Jahrhunderte hindurch hat der Heringsfang den Gang des nordischen Handels bestimmt, denn dieser Fisch war als Fastenspeise in allen katholischen Ländern sehr beliebt. Von 1411 an nimmt der Hering an der Küste Schonens ab und wendet sich nach Holland und Flandern.

Reval selbst exportierte Getreide, Flachs und Seehundstran, welcher in der Stadt zu Handelszwecken gesotten wurde. Offenbar gab es damals viele Seehunde an unserer Küste. Seine Hauptbedeutung aber hatte Reval als Stapelplatz für die von West nach Ost und umgekehrt durchgehenden Waren. Nach Finnland sandte es Tuche, Salz, Wein, Getreide, Hopfen, Wachs und Pelzwerk; letzteres kam aus Nowgorod. Die ostwärts ziehenden Waren gingen durch Estland über die Narowa und durch Ingermannland, während der Wasserweg nach Nowgorod durch den finnischen Meerbusen bis zur Nevamündung und zur Insel Kotlin (jetzt Kronstadt) führte, wo russische Lichterfahrzeuge oder Lodjen die Waren aufnahmen, um sie durch Rewa und Ladoga-See den Fluß Wolchow hinauf nach Nowgorod zu bringen. Außer Strußen, einmastigen Lodjen, gab es auch tiefergehende Schuten, die mit Stangen vorwärts geschoben wurden.

Aus Dänemark nach Reval fuhr man im 13. Jahrhundert längs der schwedischen Küste durch die Skären bis in die Gegend von Stockholm, zwischen den Mandsinseln hinüber nach Hangöudd, längs der

finnländischen Küste bis zur Insel Porkala, über den finnischen Meerbusen nach Margön, Karlos und Reval. Man mußte sich an den Küsten halten, da man ohne Seezeichen, Kompaß und Leuchttürme nicht durchs offene Meer steuern konnte. An den Küsten wiederum lauerte Verrat und Strandrecht. Die Schiffe des deutschen Kaufmanns zogen nicht einzeln durch die Fluten, sondern machten sich damals von Wisby aus zweimal jährlich zu einer großen Flotte vereinigt nach Osten auf. Wisby beherrschte die Ostsee, ebenso wie Köln die Westsee (Nordsee). Über diese mächtige alte Stadt auf Gotland hören wir Prof. Ed. Heyck:

„Gotland, der maritime Mittelpunkt der Ostsee war früh zu eminenter Handelsbedeutung gelangt. „Gold wiegen die Goten auf der Liespfundwage“, sang das Lied. In Wisby, wo die Schweine aus silbernen Trögen fraßen, und die Frauen mit goldenen Spindeln spannen, saß eine starke hansjische Kolonie in deutschen Quartieren, besetzte die Hälfte des Rats und baute herrliche Kirchen.

Seit 1361 Waldemar Atterdag sie geplündert, ist sie nie wieder zur alten Blüte gekommen. Ihre aus Kalksteinquadern getürmten Mauern, Türme und Tore sind noch heute mit die schönsten Beispiele mittelalterlicher Befestigung. Doch innerhalb derselben ist Raum geworden für Gärten und Weideplätze, und vor dem Nordtor, hoch über dem Meereskint, steht auf gemauerter Erhöhung dasselbe steinerne Dreigestell des Galgens wie zur Zeit der Vitalienbrüder.“

Seit 1284 war Reval ein Glied der Hanja, deren Vorort Lübeck war. Das von jeder Überschwenglichkeit freie Trachten unserer großen Patrizier fühlte sich eins an Gesinnung und Recht, Interessen und Familienbeziehungen mit Lübeck, waren doch Eltern und Großeltern nach Lübeck ebenso wie nach Riga und Reval gezogen aus dem Lande der roten Erde. „Hansjen“ bedeutet ursprünglich Genossen. Die Hanja entstand im 13. Jahrhundert durch die Vereinigung Lübeck's und Hamburgs zum gegenseitigen Schutze ihrer Handelsinteressen; diesem Bündnis schlossen sich die meisten norddeutschen Städte an, sodas es bald über neunzig Städte umfasste von Amsterdam bis Reval. Vorort der Hanja war, wie gesagt, Lübeck; Vorort des gotischen Drittels dagegen, zu dem auch Riga, Reval und Dorpat gehörten, war Wisby. Die Hanja bestand vom 13.—17. Jahrhundert. Im 15. Jahrhundert

trat bereits ein Verfall derselben ein. Der letzte Hansatag, den die Städte beschickten, war 1669. Das Leben in diesem mächtigen Bunde hat der livländischen Kommune in jeder Beziehung Nutzen gebracht, indem es sie, abgesehen von materiellen Vorteilen mit einem weiten Blick erfüllte, staatsmännische Talente entfaltete und auch die kleinen Städte mit frischem Hauch belebte.

Die Hanfa hatte vielfache Kriege mit den Nachbarn zu führen. So als 1361 Waldemar Atterdag von Dänemark Wisby bezwungen hatte, sandten alle Ostseestädte gegen ihn siebenundzwanzig hochbordige Roggen und ebensoviel kleinere Sniffen. Sie eroberten Kopenhagen und schlossen einen vorteilhaften Frieden, wobei auch unsere Städte vertreten waren.

1427 wurde die Hanfische Flotte von Dänemark und Schweden in Sunde besiegt, welche diese bayische oder hispanische Flotte versprengten, die mit südlichen Produkten nach Livland zog. Unter „Livland“ verstand man damals alle baltischen Lande.

Ebenso nahm Holland 1434 in einem Seekriege dreiundzwanzig preußische und livländische Schiffe weg, die von Spanien mit Salz und Wein unter Segel waren.

Viel zu kämpfen hatten die Hanseaten auch mit Seeräubern, namentlich mit den Vitalienbrüdern, worüber wir wiederum Prof. Ed. Heyd im Auszug berichten lassen wollen:

„Die Versorgung des Ende des 14. Jahrhunderts belagerten Stockholm mit Viktualien wurde der Anlaß zur Entstehung der Vitalienbrüder. Diese Seeräuber hatten eine gewisse Organisation und wurden wegen der Beuteverteilung zu gleichen Teilen auch „Vikandeelex“ genannt. Der Spruch: „Gottes Freund und aller Welt Feind“ ist bei ihnen aufgekommen. Was kümmerte sie der Bann des Papstes? Doch trugen sie Heiligenreliquien auf der Brust und stifteten fromme Messen zu Ehren St. Georgs und St. Gertrudens. — Jahrelang mußte die Schonensfahrt der Hansen ausgesetzt werden; ihr Gewinn aus Hering, Dorsch und Stöckfisch fiel weg und die halbe Christenheit hatte an Fasttagen keinen Fisch zu essen. Zwar sollten zehn oder zwanzig Rauffahrteischiffe zusammenfahren, doch das machte dem starken Seeräubergeschwader das Handwerk nur bequemer. Auf Pommern und Gotland fasten die Vitalienbrüder Fuß seit 1392.

Drei Jahre später lief eine Hanjische Flotte gegen sie aus und die Ordensmeister brachten ein Bündnis Margaretens von Norwegen, der Mecklenburger und der Hansen zu Stande. 1398 jagte Konrad von Jungingen ihnen auch Wisby und Gotland ab. Seitdem gaben sie die Ostsee „die Mutter der Kommerzien“ auf, fanden aber Unterstützung in Friesland und ein friesischer Häuptling nahm sogar den Klaus Störtebeker zum Schwiegerjohn. Unter diesem plagten sie Norwegen, besonders das reiche Bergen, die holländischen und nordwestdeutschen Städte und den Handel mit England. Bei Helgoland wurden zehn ihrer Schiffe von einem Hamburger Geschwader über-rumpelt, das die Gewaffneten unter Deck und hinter der Keeling versteckt hatte. Störtebeker und seine Mitgefangenen wurden bei Hamburg enthauptet. Nach vierzigjährigem Bestehen fand die Vitalienbrüderschaft ihr Ende, als im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts der „Bund der Freiheit“ samt Bremen, Hamburg und Oldenburg in Friesland Ordnung herstellte.

Jahrhunderte lang ist an der Waterkant das Volkslied umgegangen:

„Störtebeker Klaus un Gödeke Michael,
De roweten beede liken deel.“

Daß auch der Handel zu Lande seinen große Gefahren hatte, sehen wir z. B. an dem Geschick mehrerer Kaufleute, die mit Nowgorod Handel trieben. Schon von Wisby aus waren die Deutschen durch Nawa und Wolchow nach Gr. Nowgorod gezogen, wo sie ihr eigenes Kontor und eigene Gesetze hatten: „Die Schra dere Dhutschen to Rogarden.“ Der durch Wall und Graben geschützte Hof „Zu St. Peter“ verteidigte dort alle Deutschen und ihre Waren. Bereits 1363 hatten die livländischen Städte ihr eigenes Quartier auf diesem Hofe. Da nahm 1478 Iwan III. die Republik Nowgorod ein und mehrere Jahre später sollten die deutschen „Gäste“ seine wahre Gesinnung erfahren. Obgleich er soeben erst die Rechte des Hofes zu St. Peter auf viele Jahre hinaus bestätigt hatte, schloß er gänzlich unerwartet 1494 das Kontor des deutschen Kaufmanns. Viele Bankerotte in Reval und Dorpat waren die Folge davon. Um Beschwerde zu führen, gingen im August 1494 von Reval und Dorpat aus Gesandtschaften nach Moskau ab, bei denen sich auch der Revaler Ratsherr Remlinkrade befand. Sie wurde nach Nowgorod gewiesen, „wo sie Bescheid bekommen

werde". Unterdessen hatte aber hier am 5. November ein Überfall auf St. Peter stattgefunden: die Waren und das Kirchengut hatte man fortgeschleppt und neunundvierzig Kaufleute mit schweren Fußfesseln eingekerkert. Auch der neuangekommene Kemlinkrade wurde im Bischofshofe ins Gefängnis gesetzt. Wieder gingen livländische Gesandtschaften nach Moskau, bis auf Vermittelung Plettenbergs die Gefangenen nach drei Jahren freigegeben wurden. Kemlinkrade und noch zwei Revaler Kaufleute kamen aber leider auf ihrer Rückreise durch Schiffbruch um.

An Stelle des verödeten Hofes zu St. Peter wurden die livländischen Hansastädte und Narva Stapelplätze für die von und nach Rußland zu befördernden Waren. So rasch hatten sich alle in die veränderten Verhältnisse gefunden, daß der Kaufmann sich nicht mehr zum Wolchow wandte, auch als Zwans Nachfolger Wassili das Kontor zu Nowgorod wieder eröffnete. Als 1570 ein Rigaer Bürger hinkam, fand er dort nur einige Überreste von der steinernen Peterskirche, ein einziges kleines Gewölbe und eine hölzerne Stube.

Die Kriege, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts Stadt und Land verwüsteten, knickten die Blüte des Revaler Handels, die während der ganzen Zeit der schwedischen Regierung hinwelkte. Als Reval unter das russische Szepter kam, war der Handel erstorben; er belebte sich erst ganz langsam während der nun folgenden Jahre des Friedens. Doch erwachsen ihm gleichzeitig Konkurrenten in Kronstadt und Petersburg. Nur solange diese beiden Häfen zugefroren waren, der Revaler Hafen noch oder schon offen stand, gab es hier reges Leben. Da wurden die zu Schiff eingetroffenen Waren per Achse weiterbefördert. Endlich 1870 mit der Eröffnung der baltischen Eisenbahn: Baltischport—Reval—Petersburg, brach für unsere Stadt eine neue glänzende Periode des Handels und Verkehrs an; ein frischer Unternehmungsgeist erwachte, und es zeigte sich ein lebhafter Zuzug auswärtiger Kaufleute. Nur leider war dieser erfreuliche Zeitabschnitt nicht von langer Dauer. Er schloß mit der Eröffnung des Petersburger Seekanals, der die Schiffe auch in vorgeschrittener Jahreszeit der Hauptstadt zuführt. Seitdem fristet unser Handel sein Dasein, so wie wir es täglich an dem mehr oder minder gelichteten Mastenwalde in unserem Hafen erkennen können.

Fastelabend.

Die Zeit wo in vielen Ländern Europas die Leute ihr ernsthaftes Alltagsgewand abstreifen und sich mit Mummenschanz und Straßenaufzügen vergnügen, hieß bei uns Fastelabend und dauerte von Donnerstag vor bis Dienstag nach Sonntag Estomihi, welcher Sonntag Großfastelabend genannt wurde. Wenn auch der ernstere Nordländer keinen richtigen Karneval ausbildete, so wie der feurige Südländer, so vergnügte man sich doch auch hier mit Aufzügen und Drunken in den Gilden und in der Schwarzhäupterbrüderschaft. Die Hauptdrunken fanden auch in dieser in der Weihnachts- und Fastelabendzeit statt; die letztere dauerte bis zum Beginne der Osterfasten. In dieser Zeit gaben auch die Schwarzhäupter „Damenbälle“, zu welchen außer dem Rat auch noch andere Gäste eingeladen wurden. So besuchte die Gräfin Margarete von der Hoya, von deren Grabstätte in der Domkirche bereits die Rede gewesen ist, 1535 als Ehrengast einen Schwarzhäupterball. Da die Schwarzhäupter aus lauter jungen, lebenslustigen Leuten bestanden, gestalteten sich ihre Drunken besonders geräuschvoll. Sie verstärkten z. B. die Musik durch Pauken, welche sie selbst schlugen. Die Drunken hatten übrigens nicht nur die Bedeutung von Trinkgelagen, sondern sie sollten als geselliges Bindemittel die Brüder einander nähern. Auch hier gab es bei Vergehungen Strafen, die in Geld oder Wachs gebüßt oder im Keller im Bloß abgefessen wurden. Den Schluß der Drunken bildete eine Seelenmesse für die verstorbenen Brüder, der die Genossen in der Kirche bewohnten.

In der Fastelabendzeit trugen die Schwarzhäupter auch in Procession geschmückte Lannenbäume auf den Markt, zündeten sie an und umtanzten sie im Reigen. Sie trieben auch Mummenschanz; zu Beginn dieser Zeit machten sie verkleidet eine Schlittenfahrt um die Stadt, die mit einem feierlichen Einzuge schloß; das nannte man

„den Fastelabend einbringen“. Um dieselbe Zeit wurden auch die Ringelrennen und Stechspiele auf dem großen Markt abgehalten. Erstere bestanden darin, daß der Reiter im Vorbeirennen drei an einem lang ausgespannten Strick hängende Ringe herausstach. Den Spielen scheinen auch Damen als Preisverteilerinnen beigewohnt zu haben. Die Stechspiele waren eine Art Turnier, bei dem sich die geharnischten Reiter gegenseitig aus dem Sattel zu stechen suchten.

So fand die Schaulust der Revaler Bevölkerung oft Befriedigung. Zu verschiedenen Zeiten stellten sich wohl auch Gaukler ein, die ihre halsbrecherischen Kunststücke zum besten gaben. Ruffow erzählt z. B., daß 1547 Seiltänzer nach Reval kamen und auf einem von der Spitze des Maiturmes zur Reperbahn gespannten Seile Vorstellungen gaben, „wobei Einer über alle Gräben, Teiche und Stadtwälle gar eilig bis auf die Reperbahn geflohen“.

Schwarzhäupter.

Die Schwarzhäupter waren eine Verbindung junger, unvermählter Kaufleute, wie sie auch in Riga und Dorpat vorkamen. Ihren Namen haben sie sich nach dem Mohrenkopfe des heil. Mauritius angelegt, den sie im Wappen führen. Sie sind nicht zu verwechseln mit den sogenannten „Stallbrüdern“, dienenden Brüdern, wie wir sie auf den baltischen Schlössern antreffen, die sich dasselbe Wappen und daher auch dieselbe Benennung zugelegt hatten. Die Korporation der Revaler Schwarzhäupter besteht seit dem Ende des 14. Jahrhunderts und scheint durch Ausscheidung der unverheirateten einheimischen und ausländischen Kaufleute aus der Kindergilde entstanden zu sein. Heiratete ein Schwarzhäupterbruder, so ging er dadurch zu den Grauen Häuptern der Großen Gilde über. Da die Kaufleute damals häufig Handelsreisen zu machen hatten, es in Reval aber keine Gasthäuser für feinere Reisende gab, so fanden diese im Hause der Schwarzhäupter Aufnahme und Genossenschaft. Gegen ein geringes Entgelt konnten sie sich an den Pfennigdrunken beteiligen, die kalten Ausschnitt und Bier boten. Von den Spielen, die bei dieser Gelegenheit gespielt wurden, sind uns einige Namen überliefert: genannt werden Schach, Wurftafel oder Trick-Track, Regel, Klotzpel

(ein Kugelspiel) und Billentafel (eine Art Billard). Würfelspiel als Hazard war verboten.

Die Schwarzhäupter waren beritten und besaßen eigene Kriegsrüstung. Sie bildeten bald einen wichtigen Bestandteil der Stadtverteidigung, und haben sich während der Russenkriege mehrfach mit kriegerischem Ruhm bedeckt. Sie übten sich auch beständig in den Waffen. Alljährlich zur Sommerzeit begaben sie sich zu Pferde aufs Land und stellten kriegerische Übungen an. Im August 1651 z. B. hielten die Schwarzhäupter dreißig Pferde stark ein Ringelrennen in Ziegeskoppel ab. Diese Sitte ist erst im 19. Jahrhundert wegen des Kostenaufwandes abgeschafft worden. Nachdem Reval unter russisches Szepter gekommen war, verlieh Kaiser Paul den Schwarzhäuptern die Uniform, welche sie längere Zeit bei festlichen Gelegenheiten trugen.

Sie besitzen ein Bruderbuch, in das sich seit alten Zeiten ihre hervorragenden Gäste einschrieben, und die russischen Monarchen, mit Peter dem Großen beginnend, haben ihnen bei ihren Besuchen in Reval auch diese Ehre erwiesen.

Jetzt bilden die Schwarzhäupter ein Korps, das sich durch Wahl aus unverheirateten Kaufleuten ergänzt; diese brauchen aber bei ihrer Heirat nicht mehr auszuscheiden. Dieses Korps hat seine Räume im Erdgeschoß an den Schwarzhäupterklub vermietet, sich aber den oberen Saal reserviert. Dort bewahrt er seine Schätze an Gemälden, Silbergeräten und dergleichen. Die Schwarzhäupter wohnen seit Jahrhunderten in demselben alten Hause in der Langstraße, das sie zuerst mietweise inne hatten und seit 1531 als Eigentum besitzen. Bald nach dem Ankaufe wird wohl ein Umbau vorgenommen, und der untere Saal, die Dortse, d. h. heizbares Gemach, angelegt worden sein.

An einer der Säulen, die bisher den Strebalken trugen, ist die Jahreszahl 1532 angebracht, außerdem trugen die Säulen Sprüche, die unter dem Planstrich verschwunden sind. Bei dem großen Umbau, der im verflossenen Sommer stattgefunden hat, sind die Säulen unter das Thor versetzt worden.

Die der Langstraße zugewandte Fassade des Hauses ist im Renaissancestil gehalten. Über dem Rundbogen des Portals findet sich

eine von einem Giebelfelde gekrönte Wappentafel, die den Kopf des Mauritius mit der Stirnbinde trägt. Dasselbe Wappen finden wir auf den einstigen Beischlagsteinen, die zu beiden Seiten des Portals aufgerichtet sind. Daneben zeigen zwei Fenster im Erdgeschoß eine Spitzverdachung, aus deren dreieckigen Giebelfeldern Männerköpfe mit faltigen Tellerkrausen herauschauen. Auf dem Fries unter den Fenstern des Obergeschoßes sind die Wappen der Hansakontore von Brügge, Nowgorod, London und Bergen angebracht und zwischen den Fenstern finden wir zwei Tafeln, die gegeneinander sprengende Ritter mit eingelegten Lanzen zeigen; unter der linken stehen die Worte: „Helf' Godt allezeit“ — unter der rechten „Godt ist mein' Hulff“. Über dem oberen mit Löwenköpfen geschmückten Fries erhebt sich ein geschwungener Giebel, der wiederum durch einen Fries in zwei Hälften geteilt ist. In der unteren finden sich außer einem Fenster zwei Relieftafeln, die Figur der Justitia (der Gerechtigkeit) mit Schwert und Wage, und der Pax (des Friedens) mit Ölweig und Palme darstellend. Ganz oben im Giebel steht die Gestalt des segnenden Christus. Das Nebenhaus, das mit seinem Kranenbalken und den großen Bodensluken eine speicherartige Ausbildung erhalten hat, trägt als einzigen Skulpturenschmuck die Wappen zweier Revaler Familien und im Giebel eine Darstellung des heiligen Georg, des Schutzpatrons der Schwarzhäupter.

Besichtigen wir die Kunstgegenstände, die sich im oberen Saal befinden, so fällt zunächst der schöne Flügelaltar ins Auge, der 1495 über Lübeck aus Westen gekommen war; die Schwarzhäupter hatten ihn für ihren Altar im Katharinenkloster bestellt, und als das Kloster einging, offenbar in ihr eigenes Haus übergeführt. Er ist von einem Meister aus der Schule Memlings gemalt, und zeigt bei geschlossenen Flügeln die Verkündigung Mariä; wenn man das erste Flügelpaar öffnet, sieht man Christus, Maria und Johannes den Täufer Fürbitte einlegen für die dreißig Schwarzhäupter, die vor Gottes Throne knien. Bei geöffneten Innenflügeln sieht man die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben auf dem Schoße als Himmelskönigin thronen, zu ihren Seiten St. Georg und St. Victor; auf dem linken Flügelbilde ist der heil. Franziskus von Assisi, auf dem rechten die Äbtissin Gertraude.

Im selben Saal befindet sich eine Porträtsammlung, die sich zum großen Teil aus den lebensgroßen Bildnissen der schwedischen Herrscher zusammensetzt, die Estland regiert haben. Es sind aber auch einige andere Porträts drunter, wie diejenigen des Großen Kurfürsten von Brandenburg, Swans des Grausamen, Katharinas II. und Peters III. von Rußland, Karls V. von Deutschland und einiger dänischer Regenten.

Ferner gibt es ein Bild „die Schlacht bei Narva 1700“ und das Epitaph der am 11. September 1560 an der pernauschen Straße gefallenen Schwarzhäupter, vom Revaler Maler Lambert Glandorf gemalt. Zu beiden Seiten des gekreuzigten Christus sieht man je fünf der Gefallenen knien. Links über ihnen erblickt man einen Teil der Stadt, rechts das Kampfesgewühl. Außerdem verkünden Inschriften auf dem Bilde Namen, Tod und Begräbnis der Helden.

Eine Holzschnitzerei vom Jahre 1561 hat vielleicht die Seitenlehne des Gestühls gebildet. Über einer Darstellung des heiligen Georg, der den Lindwurm ersticht, halten zwei Männer den Kopf des Mauritius auf einem Schilde. Der Silberschatz der Schwarzhäupter enthält durch ihren Kunstwert hervorragende Gegenstände. Besonders eigentümlich in der Form sind die sogenannten Rehfüße, Pokale, die die Gestalt eines Elchfußes haben. Einer ist aus Tannenholz geschnitzt, bemalt und vergoldet gewesen. Die beiden silbernen mit dem kaiserlichen Adler auf dem Deckel sind Geschenke Peters des Großen und Alexanders I. Im Vorhause hingen drei alte Schiffsmodelle aus dem 17. Jahrhundert.

Die Walpurgisnacht.

Obgleich in unseren nordischen Breiten der Mai häufig seinem Rufe keine Ehre macht, sind wir doch gewohnt, ihn als Wonnemonat zu begrüßen und die vorangehende Walpurgisnacht ist von all dem poetischen Zauber umwoben, der an ihrem Namen haftet. In meiner Jugend war es Sitte, daß am Vorabend die Schuljugend mit ihren Fahnen auf die Anlagen bei der Schmiedepforte zog und dort in vollstimmigem Chöre erschallen ließ: „Der Mai ist gekommen usw.“ Kehrete man dann auch manchmal mit blauen Nasen und steifen Fingern heim, so war der Frühling doch eben eingezogen. Waren die „linden Lüfte“ aber zu rechter Zeit erwacht, so prangte der Mai in allem Duft der Farben und der Poesie nur um so herrlicher.

Ich erwähne das, weil ich auf einen Zeitpunkt aus Revals Vergangenheit zurückgreifen möchte, der mir immer als solch ein verklärter Wonnemonat erschienen ist, ich meine:

Paul Flemings Anwesenheit in Reval.

Ist es nicht erfreulich für eine Stadt, wenn ein großer Dichter des Volkes, das ihre Sprache redet, in ihren Mauern weilt und dort einen Teil seiner schönsten Dichtungen verfaßt? Es ist außerdem Veranlassung, davon zu reden, weil wir in diesem Jahre des Dichters dreihundertjährigen Geburtstag feiern. Zwar war das siebzehnte Jahrhundert für die deutsche Dichtung eine dürre Zeit und die Regeln, die Opitz für sie verfaßte, verleiteten häufig zu leerem Wortgeklänge, dem der Geist fehlte; um so köstlicher berührt uns das warme Gefühl, das Fleming zum Dichten treibt. Er ist wie Goethe Gelegenheitsdichter in des Wortes bestem Sinne; alles was ihn, seine Zeitgenossen und sein Vaterland berührt im großen wie im kleinen, im

tiefen Unglück und in heiterer Freude halßt auf seiner Leier wieder in brausenden, mächtigen Akkorden oder in zartem Saitenspiel. Durch alle seine Dichtungen aber geht ein Zug tiefen, felsenfesten Gottvertrauens und was daraus entspringt, gefaßten Sinnes und männlichen Mutes.

Paul Fleming war am 5. Oktober 1609 zu Hartenstein an der Mulde geboren und verlebte eine glückliche Kindheit in einem sächsischen Pastorenhause. Er erhielt die humanistische Bildung seiner Zeit in der Schule von Mittweida und in der Thomasschule in Leipzig; hier studierte er auch Medizin, wurde Magister der freien Künste und gekrönter Dichter. Er genießt hier zugleich die Freuden einer innigen Freundschaft und das Glück und den Schmerz einer Jugendliebe. Die an Rubella gerichteten Gedichte gelten wahrscheinlich der Tochter eines Doktors Roth, die von der Pest hinweggerafft wurde. Aber auch allen Jammer des dreißigjährigen Krieges bekommt er zu kosten. Während seines Aufenthaltes in Leipzig wird die Stadt dreimal erobert und geplündert, von Tilly, Wallenstein und Hofk. Im August 1633 sieht er sich genötigt, Leipzig zu verlassen und geht nach Holstein, einem Rufe des Olearius folgend, nachdem er von seinen Eltern im Voigtlande Abschied genommen hat. Der neun Jahre ältere Olearius hatte ihn bei der Magisterprüfung in Leipzig examiniert und war ihm bei der Gelegenheit wohl näher getreten. Olearius war wahrscheinlich durch Kruse dem Herzog von Holstein empfohlen und zog Fleming heran. Von dem Kaufmann Brüggemann dazu angeregt, hatte Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp beschlossen, Handelsverbindungen mit Persien über Rußland anzuknüpfen und deshalb eine Gesandtschaft an den Zaren Michail Feodorowitsch in Moskau und an den Schah Sefi in Ispahán zu senden. An der Spitze der Gesandtschaft standen der holstein-gottorpsche Rat Philipp Kruse, der erwähnte Hamburgische Kaufmann Otto Brüggemann und Olearius als Sekretär. Bei dieser Gesandtschaft hatte Fleming den verhältnismäßig geringen Posten eines Hoffunkers und Truchseß angenommen. Ihm erschien die Erschließung des Orients als ein wichtiges Ereignis für die gesamte Christenheit, das für sein Vaterland die günstigsten Folgen haben könnte. Vor der Abreise verfaßte er in Holstein das jetzt in allen Gesangbüchern stehende Reiselied: In allen meinen Taten usw.; und den Pilgerspruch:

Laß dich nur nichts nicht dauern
mit Trauern!
Sei stille!
Wie Gott es fügt
so sei vergnügt
mein Wille.

Nach stürmischer Überfahrt landet die Gesandtschaft am 15. November 1633 in Riga; von dort geht es über Dorpat nach Narva, wo sich die schwedischen Gesandten anschließen sollten. Hier gründete Fleming in Gemeinschaft mit Wendelin Sibelist, der als Leibarzt des Zaren nach Moskau ging, den Dichterorden der „Vertraulichkeit“. Da sich der Aufenthalt in Narva gar zu lange hinzog, wurde Fleming mit dem größten Teil der „Völker“ nach Nowgorod vorausgesandt, während die Spitzen der Gesandtschaft nach Reval gingen, um mit dem dortigen Gouverneur, Philipp Scheiding, zu verhandeln. So lernte Reval einen Teil der Reisenden kennen, die es mit Salvenschießen und Geschenken empfing. Am Himmelfahrtstage brachen sie wiederum auf und erreichten wohlbehalten Moskau. Sie erlangten die Erlaubnis des Zaren zum Durchzug nach Persien, falls sie noch ein weiteres Befräftigungsschreiben aus Holstein brächten. So kehrten sie auf demselben Wege zurück und langten am 10. Januar 1635 in Reval an. Hier hielten sie sich drei Wochen auf. Da aber die Ostsee um diese Zeit „unsegelhaft“ war, beschloßen die Gesandten mit zehn Personen über Preußen, Pommern und Mecklenburg nach Schleswig zu gehen, ließen aber den größten Teil ihrer Bedienung, „der Völker“ unter Flemings Aufsicht in Reval zurück.

Hier verlebt Fleming nun ein köstliches Jahr; alle Herzen und Häuser öffnen sich ihm und er findet eine äußerst angeregte Geselligkeit vor. Eine Hochzeit auf dem Lande, die er mitmacht, veranlaßt ihn zu dem Gedicht: „Die livländische Schneegräfin“, das uns ein nach unseren Begriffen allerdings höchst sonderbares Sittengemälde jener Zeit entwirft. Die Glieder des Rats und die Geistlichen verkehren einträchtiglich mit den Professoren des kürzlich eröffneten Gymnasiums. Unter diesen befreundet sich Fleming besonders mit dem Professor der griechischen Sprache, Rainer Brodmann aus Mecklenburg und mit Timotheus Polus, dem Professor

der Dichtkunst aus Merseburg. Bei ihren feucht-fröhlichen Zusammenkünften sprudelt Flemings sonniger Humor, aber auch sonst rastet seine Muse nicht; alle Familienereignisse müssen besungen werden. So verfaßt er eine längere Ode auf den Tod von Timotheus Polus kleinem Töchterchen Christine. Aber auch die Schönheit des Landes imponiert seinem empfänglichen Sinn. Er meint, Harien habe einen ebenso schönen Busch wie das Rosental bei Leipzig und besingt es in allen Tonarten. Der Sitte der Zeit gemäß sind seine Sonette mit Namen überschrieben, die durch Verstellung von Buchstaben entstanden sind und häufig mit mythologischen Vergleichen ausgestattet, die uns nicht mehr recht verständlich sind; das hindert aber wenig den poetischen Gehalt auszuschöpfen. Die Jungfrauen des Landes, mit denen er in lebhaftem und heiterem Verkehr gestanden zu haben scheint, besingt er als die „baltischen Sirenen“. Bald aber ist er besonders durch die drei Schwestern Niehusen gefesselt und die mittlere derselben, Elzabe, läßt seine Gefühle in hellen Flammen ausflodern. Der Kaufmann Niehusen war vor kurzem aus Hamburg eingewandert, war aber bereits einer der angesehensten Männer der Stadt, Beisitzer der Großen Gilde. Er brachte drei Töchter Elisabeth, Elzabe und Anna und zwei Söhne mit, die von dem Magister Salomon Mathia unterrichtet wurden. Die älteste verheiratete sich später mit einem Prediger an der Olai-Kirche; die zweite, Elzabe, von Fleming auch als „Baltie“ besungen, war ein Mädchen von großer Schönheit; sie erinnerte ihn mit ihren goldblonden Haaren an seine verstorbene Geliebte Rubella. Sie war wissenschaftlich gebildet, kunstfertig im Saitenspiel und Gesang, im Malen und künstlichen Stickerien, wie ein lateinisches Epigramm zu rühmen weiß. Beim Tanze hatte er sie zuerst gesehen und war gleich aufs tiefste erregt, obgleich sie selbst kaum mehr als herzliche Theilnahme für seine Dichtung hegte. Als seine Leidenschaft sich durch eine große Anzahl an sie gerichteter Gedichte verriet, fand er sie kalt und zurückhaltend. Später scheint sie gegen seinen treuen Dienst nicht gleichgiltig geblieben zu sein, so daß Fleming in dem Glauben schied, ihr Verlobter zu sein. Auch in der Ferne dichtete er die zartesten Liebeslieder an sie, unter denen wohl das bekannteste ist: „Ein getreues Herze wissen“; jede Strophe beginnt mit einem Buchstaben ihres Namens, so daß wir senkrecht lesen:

Elisabe. Elzabe scheint darauf gerechnet zu haben, daß er aus Moskau wieder zurückkehren würde, und als er dann weiter nach Persien zog, erhielt er einen Brief voll der bittersten Vorwürfe von ihr. Im Frühling 1637 empfing er in Schamachie die Nachricht, daß sie sich mit dem Lehrer ihrer Brüder, Salomon Mathia, der eine Professur der orientalischen Sprachen in Dorpat erhalten hatte, verlobt hatte. Mit der ihm eigenen Festigkeit des Sinnes gelang es ihm, mit der Zeit diesen Schmerz zu verwinden. Niehusens sollen das jetzige Siebersche Haus am Kurzen Domberge bewohnt haben. Da können wir uns vorstellen, wie oft der feurige Dichter die Stufen dasselbst emporgestürmt sein mag.

Indessen hatte sich die Gesandtschaft aus Schleswig die nötigen Papiere verschafft und machte sich im Oktober 1635 auf den Rückweg zur See nach Reval; sie war zweiundzwanzig Tage unterwegs, denn ihr widerfuhr schweres Ungemach. Nach verschiedenen überstandenen Gefahren erlitt sie bei Hochland Schiffbruch; doch wurden die Reisenden und ein großer Teil der kostbaren Geschenke, die sie mit sich führten, auf die Klippen gerettet. Mehrere Tage mußten sie hier zubringen, bis es gelang, sie in Schifferböten aufs feste Land hinüberzusetzen. Sie landeten am Mallaschen Strande beim Gute Kunda, wo sie die Gastfreundschaft des begüterten Ratsherrn, Johann Müller, genossen, der auch das Gut Regel besaß. Zunächst mußten die meisten das Bett hüten, da sie sich Erkältungen zugezogen hatten; doch waren diese glücklicherweise nicht von langer Dauer. Olearius verlobt sich hier mit Maria, der Tochter Müllers und Kruse mit ihrer Schwester Katharina; beides wird natürlich von Fleming besungen. Indessen hatte man in Reval, wie Fleming es in einer Ode schildert, mit banger Sorge und warmer Teilnahme nach ihnen ausgeschaut und als sie nun endlich in der Stadt eintrafen, von der Olearius sagt, „sie sei an Kirchen, Klöstern und Wohnungen herrlich gebaut und stark befestigt“, war die Freude dort ebenso lebhaft. Außer Dankgottesdiensten fand ihnen zu Ehren im Gymnasium ein Redeakt und im Anschluß daran in der Stadt eine Reihe von Festen statt. Zu einem derselben hatte Fleming die Chöre gedichtet. Leider zeigte Brüggemann schon in Reval seinen gewalttätigen Charakter. Bisher hatten Einheimische und Gäste in größtem Frieden gelebt. Nun aber versah Brüggemann

seine Leute mit Waffen und es entstand eine Schlägerei zwischen diesen und Revalschen Kaufgesellen, wobei Brüggemanns Kammerdiener, Jsaak Mercier, erschlagen wurde. Er wurde unter großer Theilnahme der Stadt in der St. Nikolaikirche beigesetzt.

Am 2. März 1636 brach die Gesandtschaft, 126 Mann stark, von Reval nach Narva auf. Es ist interessant, wieviel verschiedene Berufsarten dabei vertreten waren; da waren außer dem Marschall, Junkern und Pagen, Lakaien, Mundschenten, Musikanten, ein Stallmeister, ein Leibmedicus, ein Prediger, Dolmetscher, Feldscherer, Silberdiener, Uhrmacher, Konterfeier, Tischler, Schmiede, Sattler, Bäcker, Schuster, Schneider, Schlachter, Büchschmiede, Köche, Küchenknechte, Küchenjungen, Hundejungen. Sie erreichten Persien, nachdem sie die mannigfaltigsten Abenteuer und vielfache Lebensgefahr überstanden hatten, was zum großen Teil durch Otto Brüggemann veranlaßt war. Sie kehrten über Astrachan und Moskau zurück und trafen im April 1639 in Reval ein, wo sie drei Monate blieben.

Indessen war die jüngste Niehusen, Anna, zur Jungfrau herangeblüht und Fleming verlobte sich mit ihr. Wir haben eine Reihe von Sonetten, in denen er sie zumeist als Anemone besingt. Das junge Paar sollte sich häuslich in Reval niederlassen, wo Fleming das Stadtphysikat angetragen ward. Er wollte sich aber doch vorher den Dokortitel holen. Am 29. Oktober traf er in Leyden ein, wo er vollauf mit Ausarbeitung seiner Dissertation beschäftigt war. Die Doktorpromotion fand im Januar 1640 mit Glanz statt; dann scheint er Frankreich und England einen kurzen Besuch abgestattet zu haben. Am 20. März kehrte er nach Hamburg zurück, um seine Reise nach Reval anzutreten. Aber ihm war ein anderes Geschick bestimmt; er erkrankte schwer an einer Erkältung und starb am Gründonnerstag, den 2. April 1640, in Hamburg. Er sah seinem Tode äußerst gefaßt entgegen und hat seine Grabschrift selbst verfaßt, die mit den Zeilen schließt:

Was bin ich viel besorgt den Ddem auszugeben?

An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Die Gesamtausgabe seiner Werke ließ Niehusen in Lübeck drucken.

Mit Hilfe seiner Freunde und Reisegefährten Krusius, Grahman, von Mandelslo und Uchteritz gab Olearius sein großes Reisetagebuch heraus, in dem er die erwähnten Reisen, Land und Leute, die er

dabei eingehend kennen lernte, schildert. Die darin vorkommenden Zeichnungen haben er und Graham nach dem Leben und der Natur selbst angefertigt. Unter anderem erfahren wir etwas über die Tracht unserer Reisenden. Sie trugen Stulpstiefel, anliegende Beinkleider, einen kurzen Radmantel oder eine faltige Jacke, auf welche ein breiter Kragen niederfiel; die langwallenden Haare waren von einem breitkrempigen Federhut bekrönt. Ein Bild des Olearius zeigt, daß das dunkle Obergewand vorn und an den Ärmeln geschlitzt ist, so daß das helle Unterkleid sichtbar ist; Beinkleiden und Manschetten sind zurückgeschlagen und auf der Brust hat er die goldene Ehrenkette mit Medaille.

Philipp Kruse oder Krusius trat später in schwedische Dienste, wurde geedelt und erhielt hier den Namen Krusenstiern, wurde Gouverneur von Estland und Stammvater der Familie, die noch eben hier blüht.